



MIGRATION: Der Fachausdruck für den Vogelzug findet neuerdings auch für die menschlichen Zugvögel in der Hauptreisezeit Verwendung. Nicht nur ein anderes Klima und ein «Tapetenwechsel» wird angestrebt, man nimmt sogar Kommunikationsschwierigkeiten – andere Sprache – und Umstellung in den Lebensgewohnheiten in Kauf: für ein paar Wochen der «Ferien», der «Freizeit», versteht sich. Millionen von Menschen aber treibt der Zwang der Verhältnisse, der Kampf um die Existenz, der nackte Hunger oder die brutale Gewalt zum «Wandern».

Der folgende Text über «Wanderarbeit und Gewalt auf dem Lande» stammt aus der *Denkschrift der brasilianischen Bischofskonferenz* (Übersetzung: Horst Goldstein) zur Problematik von *Grund und Boden* (Eigentumsbesitz und Nutzrechte): Sie geißelt die Verelendung der Landarbeiter sowie die «institutionalisierte Ungerechtigkeit», aus welcher Ausbeutung und Vertreibung, Sklaverei und Menschenhandel herauswachsen. Wanderarbeit und Wanderbewegung (*migração*) sind übrigens auch das Thema des brasilianischen eucharistischen Nationalkongresses in *Fortaleza*, der am 9. Juli vom Papst eröffnet wird. (Red.)

Wanderarbeiter

In Brasilien gibt es Millionen von Wanderarbeitern, von denen viele im Lauf der Jahre ihre Heimat verlassen müssen. Die Gründe liegen vor allem darin, daß einige Leute immer mehr Land aufkaufen, daß das Weideland ständig ausgedehnt wird und daß sich die Arbeitsbedingungen in der Landwirtschaft immer mehr verändern. Dabei sollen die soundsoviel tausend Wanderarbeiter, die als Weiterführung der Wanderbewegung innerhalb unseres eigenen Landes in die Nachbarländer gegangen sind, nicht einmal eigens behandelt werden.

Ein Gutteil der Landbevölkerung zieht auf der Suche nach Arbeit in die großen Städte und trägt so zum Anschwellen der an den Rand gedrängten Massen bei. Diese aber leben in untermenschlichen Bedingungen in Favelas, auf besetzten Grundstücken und Plätzen, in auf Pfählen ins Watt gebauten Hütten, auf Bauplätzen, die sie illegal besetzen, in primitiven Massenbehausungen und in den modernen Sklavenhütten, die die Wohnbuden auf den Baustellen der Bauindustrie sind. So werden die gesellschaftlichen Bande zerrissen und die kulturellen, sozialen und religiösen Bezugspunkte gehen verloren. Das Volk wird entwurzelt, gerät in Unsicherheit und verliert schließlich seine Identität.

Auf der Suche nach Grund und Boden zieht ein anderer Teil in die neu für die Landwirtschaft erschlossenen Gebiete. Häufig genug

stoßen jedoch die Menschen, die ernstlich bemüht sind, sich dort niederzulassen, auf eine ganze Reihe von Hindernissen: An die notwendigen Dokumente heranzukommen, ist alles andere als einfach. Wenn das Stück Land zum Kauf ansteht, fehlt es an der notwendigen Unterstützung. Die kolonisierende Gesellschaft macht Bankrott. Dann kommen neue Landerschleicher oder neue vermeintliche oder echte Eigentümer, so daß man wieder einmal vertrieben wird.

Fast überall bestehen im brasilianischen Bundesgebiet – wenn auch in unterschiedlichen Formen – Konflikte zwischen großen nationalen und multinationalen Unternehmen, Landerschlechtern und Großgrundbesitzern einerseits und Posseiros und Indianern andererseits. Um diese Menschen von ihrem Land zu vertreiben, scheut man vor keiner Art von Gewaltanwendung zurück. In diese Gewalttätigkeiten sind – wie inzwischen eindeutig bewiesen wurde – auch berufsmäßige Totschläger und Killer, Polizeikräfte, Justizbeamte und sogar Richter verwickelt. Oft genug wird das Gesetz auch dadurch schwerstens verletzt, daß Totschläger und Polizeikräfte gemeinsame Truppen bilden, um Gerichtsurteile, die die Räumung verfügen, auszuführen.

Die Lage hat sich sehr schnell verschlechtert. Als Beispiel sei auf die Region um *Conceição do Araguaia* im Süden des Staates *Pará* verwiesen. Hier kann man sich eine Vorstellung von der Beschleunigung und vom räumlichen Ausmaß des Konfliktes machen. Anfang des Jahres 1979 gab es 43 bekannte und registrierte Konflikte. Sechs Monate später waren es schon 55 und am Ende des Jahres gar 80. Im Staat *Maranhão*, der traditionellerweise dafür bekannt ist, daß sich dort arme Bauern niederlassen, wurden 1979 128 Auseinandersetzungen aufgelistet, von denen einige Hunderte von Familien betreffen. Wenigstens in drei Fällen sind jeweils mehr als tausend Familien in den Konflikt verwickelt. Zu besonderer Gewalttätigkeit kommt es dabei längs der Flüsse *Mearim* und *Pindaré*.

Jüngste Untersuchungen haben ergeben, daß die großen Zeitungen im Südosten unseres Landes im Durchschnitt alle drei Tage von einem Konflikt um Grund und Boden berichten. Es ist belegt, daß diese Berichte nicht mehr als 10% der Auseinandersetzungen erfassen, die von der Gewerkschaftsbewegung der Landarbeiter tatsächlich registriert werden. Eine von Zeitungen angestellte Erhebung besagt, daß von den Personen, die bei diesen Konflikten mit physischer Gewalt bekämpft wurden, 50% starben.

Diese Daten dokumentieren, daß in unserem Land mit äußerster Gewalt um Grund und Boden gekämpft wird. Die Auseinandersetzungen ähneln inzwischen einem Ausrottungskrieg, in dem die armen Bauern die schwersten Verluste zu erleiden haben. Der Prozeß ist besonders akut im Amazonasbecken, obgleich er sich auch in anderen Regionen abspielt.

Die brasilianischen Bischöfe

ÖKUMENE

Wachsender Konsens im Verständnis der Eucharistie: Evangelisch-Katholische Akademietagung in Tutzing – Einsame orthodoxe Stimme relativiert westliche Spitzfindigkeiten – Herrenmahl als «Institution Jesu» der Verfügung des Amtes entzogen – Wie weit ist der Weg von der Übereinstimmung unter Theologen bis zur Rezeption durch die Kirchen? – Bischof Heubach: «Der Teufel sitzt auch in Kirchenleitungen». *Albert Ebner*

KIRCHE

86. Deutscher Katholikentag in Berlin: Auf so viel Jugend war man nicht gefaßt – Sie konnte sich kaum selber artikulieren – In den Referaten fehlte ihr oft der konkrete Bezug – Das «Mittelalter» fehlte: Für wen war dann die Großveranstaltung bestimmt? – «Mit der Schuld der Väter leben»: Ist die Kirche bereit, auch ihr Versagen zuzugeben? *Franz-Josef Trost, Hamburg*

Am «Katholikentag von unten»: Verschlussene Türen bei der «Oberkirche» – Zwei evangelische Gemeinden gewähren trotzdem Gastfreundschaft – Entstehende Basisbewegung scheut nicht Konfrontation mit gesellschaftlicher Wirklichkeit – Die Themen von «unten» ließen sich «oben» nicht ignorieren. *Pius Siller/Edmund Arens, Frankfurt*

BRASILILIEN

Papstbesuch – Befürchtungen und Erwartungen: Konfliktsituation Kirche/Staat: Wird sie übertüncht? – Regierung schlägt Kapital aus dem Staatsempfang – Augenschein in Rio, São Paulo und im Nordosten – Kongreß in Fortaleza als ursprüngliches Reiseziel – «Wanderung» als Herausforderung (vgl. *Titelseite*) – Verschiedene Kullissen: Wird der Papst manipuliert? – Für die Favelas von Rio bräuchte es 290 Päpste – Beschränkungen des Sehvermögens lassen trotzdem Chancen für das Lernen offen. *L. Kaufmann*

Gespräch mit Kardinal Lorscheider: Der heuer 25jährige *Celam* (lateinamerikanischer Bischofsrat) im Urteil seines früheren Präsidenten – Fragwürdige Wahlmethoden – Öffentliche Angriffe des neuen Vizepräsidenten gegen Brasilianische Bischofskonferenz – Puebla als Zankapfel – *Wesentliche* Änderungen an den Dokumenten: von wem, mit welchem Recht? – Man spürt Spannungen und weiß nicht woher – Konzilstreue verlangt Dialog.

MORAL

Gewalt/Ehescheidung – inkonsequente Normfindung: Die Berufung auf den «Willen Jesu», um wiederverheiratete Geschiedene von den Sakramenten auszuschließen – Die Bergpredigt verbietet auch das Schwören und die Gewalt – Aber Gewalttaten wurden sogar sakralisiert (Kreuzzüge, Inquisition) – Wann kommt es zur Auseinandersetzung zwischen Theologie und militärisch-strategischem Denken? – Angesichts von zwei gegensätzlichen Extremen täte mehr Nähe zum NT not. *Raymund Schwager, Innsbruck*

BUCHBESPRECHUNG

H.J. Schultz (Hrsg.), Einsamkeit: Ein Sammelband über private und politische Aspekte – Einsamkeit, eine offene oder vernarbte Wunde. *Karl-Dieter Ulke, Leverkusen*

Eucharistie und Ökumene

Ökumenische Tagungen sind heute ein nicht geringes Risiko geworden. Das während des Konzils hoffnungsvoll ausfahrende «Schifflein der Ökumene» hat zunehmend mit widrigen Winden zu kämpfen. Nicht zuletzt die (vermeintliche oder tatsächliche) Zaghafteigkeit der Leute am Steuer hat schon manchen wackern Ruderer resignieren lassen. Das Wagnis der Evangelischen Akademie Tutzing und der Katholischen Akademie in Bayern, ihre erfreulich lange Tradition ökumenischer Tagungen 1980 fortzusetzen – es war die neunzehnte –, hat sich dennoch ausgezahlt. Das zentrale und gerade deshalb auch höchst umstrittene Thema «Eucharistie und Ökumene» vermochte selbst am Muttertag (10./11. Mai) über 230 Leute anzulocken.

Wohl aus Gründen der «Ausgewogenheit» hatte man progressive und konservative Referenten eingeladen.¹ Die Fronten verliefen jedoch quer durch die Konfessionen. Ein Diskussionsredner bemerkte etwas schalkhaft, man habe mit einem «protestantischen» Professor der katholischen Theologie (J. Blank) begonnen und mit einem «katholischen» Bischof der evangelisch-lutherischen Kirche (J. Heubach) geschlossen.

Die Stimme der «Orthodoxen»

Erfreulicherweise wurde auch die Stimme der orthodoxen Kirche miteinbezogen. Der zeitlich allzu kurz bemessene Beitrag enthielt allerhand Sprengstoff für die traditionellen Abendmahlsstreitigkeiten des Westens. Leider konnte diese für die meisten Hörer ganz neue Sicht des Herrenmahls und ihre für das westliche Gespräch folgenschweren Implikationen nur thesenartig vorgetragen, geschweige denn ausdiskutiert werden. Die Diskussion eines einzelnen Griechen unter lauter Lateinern wäre auch ein unmögliches Unterfangen gewesen. Jeder Hörer spürte aber zutiefst, daß das östliche Verständnis der Eucharistie unsere katholisch-protestantischen Lehrdifferenzen im Abendland in wichtigen Stücken beträchtlich relativieren könnte. Prof. *Anastasios Kallis* äußerte unter anderem:

▷ Gegenüber dem *symbolischen* Realismus der östlichen Tradition (im Zeichen ist auf mystische Weise gegenwärtig, was sinnlich nicht wahrgenommen und erfaßt werden kann) habe sich im Westen ein «*dinglicher* Realismus» mit allen Aporien durchgesetzt. Ganz nach physikalischem Denken wolle man den Augenblick – sogar mit Glockenton – angeben, wann das Wunder der Wandlung geschieht, wo die Eucharistie doch das ganze Mysteriendrama von Menschwerdung, Tod und Auferstehung darstellt und kein bestimmter Augenblick, wann das «passiert», bezeichnet werden kann. Der Osten habe sich auf diese merkwürdige Frage nie eingelassen.

▷ Die Eucharistie stelle das innerste Mysterium der Kirche dar, die ihre eigentliche Wirklichkeit in der trinitarischen (dreifaltigen) Liebe habe. Die Gültigkeit der Eucharistie hänge daher nicht von «rechtlichen» Normen ab, sondern von der Liebesgemeinschaft der Kirche, von der Gemeinschaft des Geistes.

▷ Auch das kirchliche Amt sei auf die Eucharistie bezogen. Apostolisch sei ein Amt nicht dadurch, daß bestimmte Personen die Handauflegung bekommen, sondern vielmehr dadurch, daß sie der kirchlichen Gemeinschaft, die apostolisch und katholisch ist; angehören und zu deren Vorstehern bestimmt werden. Mit anderen Worten: Die Kirche ist nicht vom Amt her, sondern das Amt von der Kirche her zu verstehen.² Die Weihe zum Amt geschehe daher immer innerhalb der Eucharistie und sei eucharistisch zu verstehen. In der westlichen Kirche sei dies auf den Kopf gestellt worden. Eucharistische Gemeinschaft wurde abhängig von der Amtstheologie, von der Frage nämlich, ob das gültige Amt vorhanden ist, genauer gesagt, ob durch gültige Handauflegungen die apostolische Sukzession vorhanden ist.

Diese eindrucksvolle und für die meisten Hörer ganz neue Stimme des Ostens mußte von der Anlage der Tagung her leider eine einsame Stimme am Rande bleiben. Die Hauptdiskussion dreh-

¹ Prof. J. Blank (kath.), Neutestamentler; Prof. L. Scheffczyk (kath.), Dogmatiker; Prof. Anastasios Kallis (orthodox), orthodoxe Theologie; Prof. W. von Loewenich (evang.), historische Theologie; Prof. H. Schütte (kath.), Dogmatiker; Landesbischof Joachim Heubach (lutherisch); Prof. H. Fries (kath.), Fundamentaltheologe.

² Die Kirche Christi komme stets aus dem Pfingstgeschehen, das nicht nur den zwölf Aposteln, nicht nur den Bischöfen (als ihren Nachfolgern) galt und gilt, sondern der Kirche in ihrer Gesamtheit mit all den Geistesgaben zukommt. Diese Kirche stehe in der apostolischen Sukzession.

te sich im weiteren Verlauf doch um die klassischen Abendmahlsdifferenzen im Abendland. Es zeigte sich jedoch auch hier, daß im Lichte der heutigen Bibelwissenschaft und auf Grund moderner Geschichtsforschung mancher Streitpunkt im Abendmahlsverständnis der Reformationszeit überholt ist oder doch entschärft erscheint.

Bibelwissenschaft und Dogmengeschichte

Nach den biblischen Einsetzungsberichten – so betonte der Neutestamentler Prof. *Josef Blank* – verbindet Jesus im Abendmahl ein Brot ritual mit einem (deutenden) Brotwort und einen Becherritus mit einem (deutenden) Becherwort und vollzieht damit eine Symbol-Handlung. «Das Hauptinteresse liegt nicht an den isolierten Gaben von Brot und Wein und was mit ihrer «Substanz» passiert, sondern es hängt am gesamten Vorgang, an der Ganzheit des Mahlgeschehens und am Bedeutungszusammenhang des Ganzen. Viele Probleme der Eucharistie und des Eucharistieverständnisses in späterer Zeit hängen mit der Isolierung von Einzelaspekten aus dem Kontext dieser Handlungs- und Bedeutungsganzheit zusammen.» In der urchristlichen Herrenmahlsfeier z. B. stand der Gedanke, daß Jesus Christus selber der eigentliche Vorsitzende und Gastgeber ist, so im Vordergrund, daß demgegenüber alle andern Autoritäten zurücktraten. Das Herrenmahl gehöre der Gesamtkirche und unterstehe als «Institution Jesu» letztlich nicht der Verfügung des kirchlichen Amtes. Eine weitere Schlußfolgerung war die: Weil Jesus Christus selber «der die Einheit stiftende und sie erhaltende Grund der Kirche» ist – «nicht das Amt garantiert und bewirkt die Einheit der Kirche als einer geistlich-religiösen Größe» – sei es «sinnvoll, einer schon jetzt praktizierten Abendmahlsfeier eine Einheit und Versöhnung stiftende Kraft zuzutrauen».

In seiner dogmengeschichtlichen Betrachtung der eucharistischen Lehrentwicklung – es ging vor allem um den Opfergedanken, die sakramentale Gegenwart und die Wesensverwandlung – mußte Prof. *Leo Scheffczyk* gestehen, daß im Übergang des Spätmittelalters die Lehre vom Opfer wie von der Wesensverwandlung vielfach «verdunkelt» war. Gerade in der nominalistischen Denkrichtung, von der bekanntlich Luther in seiner Ausbildung stark beeinflusst war, wurde die sogenannte Transsubstantiationslehre (Wesensverwandlung von Brot und Wein) stark in einem «physikalischen und physizistischen Sinn» angegangen, statt auf der rein philosophischen und metaphysischen Ebene zu bleiben. Noch heute sei der Substanzbegriff des Abendmahls vom naturwissenschaftlichen Denken her belastet.³ Bekanntlich hat Luther – wie Prof. *W. von Loewenich* ausführte – an der «Realpräsenz» von Leib und Blut Christi im Sakrament festgehalten, die Lehre von der «Transsubstantiation» aber für eine reine «Vernünftlei» gehalten, die sich nicht unter das Wunder beugen will. Der innerprotestantische Zwist, der Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli, offenbarte dann nicht weniger, daß man allzu sehr mit den herrschenden philosophischen Kategorien die Gegenwart Christi zu «erklären» suchte. Wenn wir theologisch weiter kommen wollen, meinte W. von Loewenich, können wir daher nicht nur die traditionellen Argumente durchhecheln. «Die Quelle der Einheit liegt im Neuen Testament.»

Ein neues Konsens-Dokument

Das jüngste Dokument des offiziellen römisch-katholischen/evangelisch-lutherischen Dialogs, das «*Herrenmahl*» (1978), hat denn auch nicht nur die kirchliche Tradition, sondern das Zeugnis der Schrift und die liturgische Gestalt des Abendmahls in den Kirchen in die Überlegungen einbezogen. Prof. *H. Schütte* legte dar, daß hier ein weitgehender Konsens zwischen den beiden Konfessionen festgestellt werden konnte. Die Diskussionen hätten ergeben, daß z. B. die unterschiedlichen theologischen Umschreibungen der realen Gegenwart Christi im Sakrament «nicht mehr als trennende Gegensätze betrachtet werden müssen».⁴ Mit der Zuleitung des Dokuments an die kirchlichen

³Vgl. Orientierung 1978, S. 6f.

⁴ Das Herrenmahl, Nr. 51. Die Frage nach der Rolle des Amtes in der Abendmahls liturgie wurde in diesem Dokument ausgeklammert. Das entsprechende Dokument «Das geistliche Amt» ist aber schon fertiggestellt und im vergangenen Februar einstimmig verabschiedet worden. Es soll einen weitgehenden Konsens erbracht haben und in Kürze veröffentlicht werden.

Autoritäten und durch die kirchlich autorisierte Publikation des Textes – wegen der regen Nachfrage liegt er bereits in 7. Auflage vor – soll der nötige Rezeptionsprozeß (Prüfung und mögliche Annahme) durch Amtskirche und Kirchenvolk in Gang kommen.⁵

Dieses Dokument «verdient hohen Respekt», äußerte der lutherische Landesbischof Joachim Heubach an der Tagung. Die «Umsetzung» ins Glaubensbewußtsein und ins kirchliche Leben werde jedoch bei lutherischen Christen und Pfarrern nicht einfach sein, wie auch wohl bei römisch-katholischen Gemeinden und Amtsträgern. Viele «Sperrn» seien noch zu überwinden.

In seinen abschließenden Thesen zum «Herrenmahl» stellte Prof. Heinrich Fries die Frage: Welches Maß von Glaubenseinheit ist die Voraussetzung für die Eucharistiegemeinschaft der Kirchen? Sicherlich könne es nicht einfach die volle Glaubensgemeinschaft sein. Eine gewisse Eucharistiegemeinschaft mit den Orthodoxen sei vom II. Vatikanischen Konzil bereits als «ratsam»⁶ erklärt worden, obwohl diese das Vatikanum I (Unfehlbarkeit und Jurisdiktionsprimat des Papstes) ablehnen. Hier sei das Prinzip der vollen Glaubensgemeinschaft als «Voraussetzung» bereits durchbrochen. Die eucharistische Gemeinschaft könne die Glaubenseinheit offenbar auch fördern.

Gegenüber den Reformationskirchen sei die katholische Kirche wohl zurückhaltender, und zwar hauptsächlich wegen des abweichenden Verständnisses von Amt und Weihesakrament. Immerhin seien auch da die Bestimmungen der Zulassung evangelischer Christen zur Kommunion in der katholischen Kirche immer weiter gefaßt worden.⁷ Was die Teilnahme katholischer Chri-

⁵ Bis jetzt hat der Text ein ausschließlich positives Echo gefunden. Die Generalsynode der Lutherischen Kirche bezeichnete ihn als tragfähige Basis für die weitere Arbeit. Die Antwort der Kirchen wird innerhalb von zwei Jahren erwartet. Man will dem Vorwurf zuvorkommen, die strittigen Dinge stets «hinausschieben» zu wollen.

⁶ Dekret über den Ökumenismus, Nr. 15; Dekret über die katholischen Ostkirchen, Nr. 24–29.

⁷ Nach dem Ökumenischen Direktorium des Einheitssekretariats (1967) wurden als Gründe für die Zulassung genannt: «bei Todesgefahr oder in schwerer Not (Verfolgung, Gefängnis)». «In andern dringenden Notfällen soll der Ortsoberrhirte oder die Bischofskonferenz entscheiden» (Nr. 55). In der Instruktion des Einheitssekretariats vom 1. 6. 1972 wurden die Fälle nicht mehr nur «auf Situationen von Unterdrückung und Gefahr» beschränkt. «Es kann sich auch um Christen handeln, die sich in schwerer geistlicher Not befinden und keine

sten am evangelischen Abendmahl betreffe, habe die Gemeinsame Synode der Bistümer in der BRD erklärt, wegen der eben genannten Gründe könne sie «zum gegenwärtigen Zeitpunkt die Teilnahme eines katholischen Christen am evangelischen Abendmahl nicht gutheißen» (Beschluß «Gottesdienst» 5.5). «Nicht gutheißen» besage aber nicht: verurteilen oder verbieten. Bekanntlich habe die Synode noch einen Satz hinzugefügt, der oft vergessen oder unterdrückt werde, den Satz nämlich: «Es kann jedoch nicht ausgeschlossen werden, daß ein katholischer Christ – seinem persönlichen Gewissensspruch folgend – in seiner besonderen Lage Gründe zu erkennen glaubt, die ihm seine Teilnahme am evangelischen Abendmahl innerlich notwendig erscheinen lassen.» Prof. Fries betonte: Eine solche Entscheidung nach dem Gewissen sei nicht eine Entscheidung eines «irrigen Gewissens», sondern eines «Gewissens in hoher Verantwortung». Katholische Kreise sollten heute nicht hinter das zurückfallen, was in der Gemeinsamen Synode gebilligt und beschlossen wurde.⁸ Er meinte mit Recht, die Durchführung des Grundsatzes «Was nicht allgemein erlaubt ist, soll im Einzelfall nie erlaubt werden» würde das Bemühen um die Einheit zunichte machen. Ein Einzelfall kann die verantwortungsvolle Vorwegnahme dessen sein, was wir alle anstreben, nämlich die größere Gemeinschaft in Christus.

Auch an dieser ökumenischen Tagung spürte man auf Schritt und Tritt, daß die Laien – ohne theologischen Ballast, aber mit gutem Glaubenswissen – für eine offenere Abendmahlsgemeinschaft bereit wären, ja danach brennen. Eine ältere Frau bemerkte in der Schlußdiskussion: Wir Laien laufen den langen Diskussionen der Theologen davon. Sie fragte: Wenn Jesus da wäre, was würde er sagen? Bei wem würde er einkehren? Bei Karol Wojtyla? Bei Josef Ratzinger? Bei Joachim Heubach oder bei Mutter Teresa von Kalkutta ...? Bischof Heubach antwortete auf echt spirituelle Art: «Diese Frage macht mich hilflos. Ich kann nicht antworten ... Ich kann nur sagen: Beten Sie für uns Bischöfe. Der Teufel sitzt auch in Kirchenleitungen.» Das war ein tapferes Wort.

Albert Ebnetter

Möglichkeit haben, sich an ihre eigenen Gemeinschaften zu wenden. Als Beispiel diene die Diaspora» (Nr. 6).

⁸ Die schweizerische «Synode 72» hatte einen fast gleichlautenden Text verabschiedet. Leider ist in der neuen, von den drei Landeskirchen (römisch-katholisch, evangelisch und christkatholisch) herausgegebenen Schrift «Der Ökumenische Gottesdienst. Grundsätze und Modelle» (1979) im zitierten Synodentext die zentrale Berufung auf das «Gewissen» auch ausgelassen (oder etwa bewußt unterdrückt) worden.

ZWEIERLEI KATHOLIKENTAG IN BERLIN

Über den 86. Deutschen Katholikentag in Berlin vom 4. bis 8. Juni haben die Medien umfassend berichtet. Die beiden Höhepunkte, Fronleichnamfeier und Abschlußveranstaltung, beide im vollbesetzten Olympiastadion, wurden vom Fernsehen live übertragen. Der folgende Beitrag behandelt deshalb nur zwei wichtige Aspekte dieses Katholikentages: das Phänomen der überwiegend jugendlichen Teilnehmer und – in innerem Zusammenhang damit – die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit. Ein gesonderter Beitrag über den «Katholikentag von unten» folgt im Anschluß an diesen Artikel. (Red.)

Bereits den Freiburger Katholikentag vor zwei Jahren hatte man einen jugendlichen genannt. Von den etwa 33 000 Dauerteilnehmern waren knapp die Hälfte Jugendliche unter 30 Jahren. Dies hatte man zu einem nicht unwesentlichen Teil darauf zurückgeführt, daß es sich bei Freiburg und dem weiteren Umland um eine katholische Gegend handelt und deshalb die Schulen für die Teilnahme am Katholikentag die Schüler vom Unterricht dispensierten. Die Jugendlichkeit des Freiburger Katholikentages galt als Phänomen, dessen Wiederholung in Berlin die Veranstalter, das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, nicht erwarteten.

Andrang der Jugend – fehlende mittlere Generation

Was die Zahl der Dauerteilnehmer betraf, erwartete die Leitung des Zentralkomitees von den Freiburger Erfahrungen her etwa 35 000 Menschen in Berlin. In Wirklichkeit kamen etwa 85 000, davon rund 5 000 unangemeldet. Mehr als die Hälfte waren junge Menschen unter 25, etwa 70 Prozent unter 30 Jahren. Es

ist schon eine beachtliche Leistung für die Stadt Berlin und vor allem für die Katholiken dieser Stadt, die eine Minderheit von 12 bis 15 Prozent darstellen, daß diese Massen Übernachtungsmöglichkeiten erhielten und verköstigt werden konnten. Immerhin war dieser Katholikentag die größte Veranstaltung in Berlin, die es seit dem letzten Katholikentag vor 22 Jahren gegeben hat.

Die hohe Teilnehmerzahl in Berlin darf nicht über die Frage hinwegtäuschen, die Anfang der 70er Jahre aufkam, als sowohl Katholikentage wie auch Evangelische Kirchentage in ihrer Teilnehmerzahl erheblich zurückgingen. Man fragte sich damals, ob solche Großveranstaltungen sich nicht inzwischen überlebt hätten. Oberflächlich betrachtet könnte Berlin diese Frage mit «nein» beantwortet haben. Aber was wäre dieser Katholikentag ohne seine Jugend gewesen? Das «Mittelalter» fehlte weitgehend, obwohl in den meisten Bundesländern Fronleichnam ein Feiertag ist und die Teilnehmer, die im Berufsleben stehen, sich also nur den Freitag hätten frei nehmen müssen. Die mittlere Generation, durch Jahrzehnte hindurch tragende Gruppe der Katholikentage, blieb Berlin fern.

Über die soziologische Struktur der jugendlichen Teilnehmer konnte die Pressestelle des Zentralkomitees kaum Auskunft geben. Die Anmeldungen zum Katholikentag erfolgten bei den Jugendlichen weitgehend in Gruppen, und zwar über die Pfarrgemeinden viel häufiger als über die Jugendverbände! Es gab kaum Individualanmeldungen. Nicht wenige Anmeldungen erfolgten auch über die Schulen, vor allem in katholischen Gegenden. Die jungen Teilnehmer dürften nach Einschätzung des Zentralkomitees weitgehend Schüler

und Studenten gewesen sein. Ein genaues Verhältnis dieser Gruppe zu den Gleichaltrigen im Berufsleben läßt sich nur schwer definieren, um nicht zu sagen überhaupt nicht. Die Jugend kam aus allen Teilen der Bundesrepublik, vorwiegend aus katholischen Gegenden. Unter ihr waren auch nichtkatholische Gruppen, aber doch in verschwindend kleiner Zahl.

Am jugendlichen Publikum vorbei

Der starke Andrang der Jugend in Berlin erstaunte und erfreute, aber er irritierte auch. Niemand hatte mit diesem Ansturm gerechnet. Die Veranstalter hatten bei ihren Vorbereitungen die hohe jugendliche Beteiligung nicht berücksichtigt. So zielte der gut vorbereitete Katholikentag am Publikum vorbei. Diese Behauptung gilt es näher zu erläutern.

► Wie in Freiburg, gab es auch in Berlin ein Jugendzentrum nach der Devise, daß auch den jungen Menschen etwas geboten werden müsse. Dieses Zentrum wurde von der Jugend gestaltet. Jeder der drei Tage stand unter einem bestimmten Thema: Partnerschaft, Arbeitslosigkeit und Ökologie. Es war die berühmte «Spielwiese», auf der die jungen Menschen ihrer Spontaneität und Kreativität, ihrem Bedürfnis nach Musik, Gemeinschaftserlebnis, nach Zärtlichkeit und Geborgenheit freien Lauf lassen konnten, ob nun in den Diskussionen oder an den Pinnwänden, bei Musik, Tanz und Spiel, in kleinen oder größeren Gruppen. Die dafür vorgesehene Halle 20, von den Jugendlichen entsprechend gestaltet, ersetzte allerdings nicht die idyllische Atmosphäre der mittelalterlichen Stadt Freiburg. Die Freiburger Stimmung ließ sich nicht einfach nach Berlin übertragen.

Aber auch die «Spielwiese» hatte ihren Zaun. Dreimal gab es «Knatsch». Da ging es einmal um die Bilder des jungen Berliner Künstlers Christian Beckmann. Seine Darstellung der Passion Christi in unserer Zeit schockierte und provozierte. Ihm wurde vorgeworfen, daß er Terroristen und Demonstranten in die Nähe Jesu rücke, deren Verfolger und die Kirche aber in die Nähe der Richter Jesu. Nach langem Hin und Her durften die Bilder hängen bleiben. Das zweite Mal ging es um Bilder zum Thema Partnerschaft. Drei mußten entfernt werden oder sind freiwillig entfernt worden, weil ein Teil der Jugendlichen und die Veranstalter sie als anstößig empfanden. So sprachen die jungen Menschen von Zensur, die Veranstalter von Einsicht der jungen Leute. Der dritte Streit betraf die «Gorlebenwand». Es ging um Solidarität mit der «Freien Republik Wendland», die die Besetzer des Bohrgeländes in Gorleben ausgerufen hatten und die einen Tag zuvor durch polizeiliche Räumung aufgehoben worden war. Auch hier hatten die Verantwortlichen Angst, einzelne politische Gruppen könnten sich einseitig im Jugendzentrum durchsetzen. Wo blieb das Vertrauen in die Kontroverse unter der Jugend selbst? Hält man die jungen Menschen für so schwach, daß sie es nicht verstünden, sich gegen Manipulation zu wehren?

► Zur These, daß das Katholikentagsprogramm am Publikum vorbezielte, sei eine weitere Erklärung gegeben. Übrigens richtet sich diese These nicht gegen das Leitthema «Christi Liebe ist stärker», auch nicht gegen dessen detaillierte Auffächerung in den Foren mit ihren Referaten, Podiums- und Plenumsdiskussionen, vielmehr richtet sie sich gegen deren Darbietung. Die Foren sind das Arbeitsprogramm des Katholikentages. Neben den Gottesdiensten kommt ihnen ein zentraler Stellenwert zu. Das wird auch in den Teilnehmerzahlen deutlich, die in Berlin bei 25 000 bis 30 000 lagen. Davon waren wiederum die meisten junge Menschen. Wenn dennoch auf den Pinnwänden im Jugendzentrum an den Foren Kritik geübt wurde, so weniger an den Themen als vielmehr an einer Reihe von Referaten, die zu hoch, zu lang und zu akademisch gewesen seien und an der von der Jugend empfundenen Unaufrichtigkeit und Unehrllichkeit in manchen Antworten vom Podium her. Den Jugendlichen fehlte weitgehend der konkrete Bezug. Auch Referenten empfanden die Diskrepanz. Sie hatten sich bei der Ausarbeitung ihres Vortrags ein anderes Publikum vorgestellt. Wo war übrigens ein junger Mensch unter 30 Jahren, geschweige denn unter 25 Jahren, als Referent oder Teilnehmer einer Podiumsdiskussion vorgesehen? Wenn überhaupt, dann war die Zahl so verschwindend klein, daß sie gar nicht bemerkt wurde.

Auf die Frage, ob man hieraus nicht für den nächsten Katholikentag in Düsseldorf 1982 Lehren ziehen werde, antwortete die Geschäftsführung des Zentralkomitees, daß dies sicher geschehen werde, wahrscheinlich aber in der

Richtung, daß neben den Katholikentagen wieder gesonderte Bundesjugendveranstaltungen stattfinden sollten, wie das früher der Fall war. Doch bleibt die Frage, ob die Jugend dann nicht zu beiden Veranstaltungen gehen wird. Wenn nicht, dann wäre es ein Aderlaß für künftige Katholikentage, sollte ihnen die Jugend infolge eigener Veranstaltungen fern bleiben. Will man aber für die Zukunft dem Trend zur Verjüngung der Katholikentage freien Lauf lassen, dann werden sich die Veranstalter in zentralen Programmpunkten an den Bedürfnissen der Jugend ausrichten müssen, was auch für die Gestaltung der Gottesdienste gilt. Eine solche Ausrichtung muß andere Altersgruppen nicht zu kurz kommen lassen. Wahrscheinlich aber wird man nicht darum herumkommen, die Jugend selbst stärker als bisher zur Vorbereitung künftiger Katholikentage heranzuziehen.

► Noch ein letzter Hinweis zur aufgestellten These: Neben dem offiziellen Katholikentag gab es den «Katholikentag von unten». Immerhin haben etwa 40 kritische Gruppen innerhalb der Kirche ihn initiiert und durchgeführt. Da dieser Katholikentag kein Gegenstück sein wollte, sondern eine Ergänzung zum offiziellen, gab es keine gegenseitigen Verdammungsurteile. Die Jugend pendelte vom einen zum anderen Katholikentag, je nachdem, welches Thema sie mehr interessierte. Für die Jugend war es unverständlich, wieso der «Katholikentag von unten» nicht innerhalb des offiziellen Katholikentags stattfinden konnte. Sie, die längst mit Vorbehalten innerhalb der Kirche lebt, empfindet es als Reglementierung, wenn ein «kritischer Strang» zur allgemeinen Auffassung von oben nicht geduldet wird. Zur Jugend gehört eben auch das kritische Element, nicht nur in seinem individuellen, sondern auch in seinem organisierten Ausdruck. Opposition innerhalb des Katholikentages – besser könnte sich die Pluralität des deutschen Laienkatholizismus gar nicht darstellen, einen überzeugenderen Beitrag zur von der Jugend oft bezweifelten Glaubwürdigkeit könnte die Kirche nicht leisten. Dafür, daß die Amtskirche und auch der offizielle Laienkatholizismus die kritischen Gruppen innerhalb der Kirche «übersieht», «nicht wahrnimmt», an den Rand drängt, haben die jungen Menschen kein Verständnis.

«Mit der Schuld der Väter leben»

Die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit liegt bei einem Berliner Katholikentag auf der Hand. Beim letzten Katholikentag vor 22 Jahren hatte das konkrete Kollektenergebnis für den Bau der Kirche «Regina Martyrum» auf dem Gelände der Hinrichtungsstätte Plötzensee im Scheinwerferlicht gestanden. 1980 nun betrachtete der Katholikentag das Gespräch über die Kirche in der NS-Zeit als eine Art Weiterführung der Diskussion im Gefolge der mehrteiligen Fernsehserie «Holocaust». Die Thematik «mit der Schuld der Väter leben» war deutlich an die Kinder gerichtet, aber nicht nur an die Kinder der Mörder, sondern auch an die Kinder der Opfer, wie der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, W. Nachmann, betonte. Als Beobachter dieser Diskussion konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, die Kirche weigere sich, Schuld anzuerkennen. Bereits auf einer Pressekonferenz warnte der Berliner Prälat Dr. Erich Klausener, Sohn des von den Nazis hingerichteten Erich Klausener, davor, Schuld einfach auf sich zu nehmen, bevor sie nicht eindeutig festgestellt sei. So sinnlos es sein mag, Schuld zu bekennen, die man nicht auf sich geladen hat, so sehr schadet die Kirche aber auch der eigenen Glaubwürdigkeit, wenn sie den Eindruck erweckt, sie wolle letztlich nur nachweisen, daß sie keine Schuld oder zumindest nicht Schuld in vollem Maße treffe. So stieß Alfred Grosser, in Paris lebender Deutsch-Franzose jüdischer Abstammung, auf erheblichen Widerspruch mit seiner These, die katholische Kirche habe gegenüber dem NS-Regime versagt, ja sie sei mit noch größerer Schuld zu belasten als die evangelische Kirche, da sie mit dem Anspruch auftrete, ethisches Vorbild zu sein, ein Anspruch, den die evangelische Kirche in diesem Maße nicht kenne. Demgegenüber wiesen seine Kritiker hin auf Bischöfe wie den Münsteraner Graf von Galen oder den Berliner Bischof von Preysing, die öffentlich Widerstand leisteten, wie auch auf das Zeugnis und Opfer vieler Einzelner.

Auch Grosser leugnete dies alles nicht. Überhaupt drehte sich die Diskussion weniger um die Frage, ob die Kirche genug oder alles getan habe, um Unrecht zu vermeiden, sondern vornehmlich darum, welcher Weg für die Kirche der richtige gewesen wäre: der Weg des Taktierens oder der andere Weg, sich als Zeichen des Widerspruchs vernehmbar zu machen. Bekanntlich hat sich die Kirche für den Weg der Taktik entschieden, im Vertrauen darauf, auf diese Weise mehr zu erreichen als durch lauten Protest. Hätte es aber der Kirche als dem Zeichen Christi in dieser Welt nicht besser entsprochen, ein deutliches Zeichen des Widerspruchs, für alle Welt sichtbar, zu setzen, auch wenn sie dadurch weniger Menschen vor der grauenvollen Mordjustiz der Nazigerichte bewahrt hätte, als sie es tatsächlich getan hat?

Angesichts dieser Alternative wird es verständlich, wenn sich die Kirche dagegen wehrt, sich schuldig zu bekennen. Sie gibt an, doch nur das Beste gewollt zu haben, sich doch nur aus dem Grunde für den Weg der Taktik entschieden zu haben, um möglichst viele Menschen zu retten. Kann man Menschen, die so gehandelt haben, auch wenn sie höchste kirchliche Ämter innehatten, schuldig sprechen? Nun hat es aber auch kirchliche Würdenträger gegeben und viele Einzelkämpfer, die den anderen Weg beschritten, und ein deutliches Zeichen des Widerspruchs gesetzt haben. Sie werden heute als Märtyrer verehrt, die Kirche ist stolz auf sie, sie werden schnell, vielleicht ein bißchen allzu schnell als Zeugen für die Widerstandshaltung der Kirche in der NS-Zeit vorgezeigt. In der Kirche sind beide Wege beschritten worden. War das richtig oder war das falsch?

Ein ungutes Gefühl bleibt zurück, solange die Frage, ob die Kirche sich in der NS-Zeit schuldig gemacht hat, nicht überzeugend beantwortet wird. Wird dies überhaupt jemals befriedigend möglich sein? Als Zeichen dafür, zumindest auch versagt zu haben, dürfen die neun Bußgänge gewertet werden, die ein besonderes Kennzeichen des Berliner Katholikentages waren. Ausgangspunkte dieser Bußgänge waren Orte von Nazigreuel und Naziverwüstung. Ein Zeuge, möglichst aus eigenem Erleben, ließ noch einmal vor den Zuhörern die Vergangenheit in die Gegenwart treten. Dann zogen die Versammelten, Katholikentagsgäste und Berliner, in eine der nahegelegenen Kirchen, um Sühne zu leisten. Ob diese Bußgänge, die sich über die Stadt verteilten, die Teilnehmer selbst wie auch die Stadt zu einer Besinnung veranlaßt haben, die hoffentlich nicht auf diesen Abend beschränkt geblieben ist?

Der Berliner Katholikentag ist vorbei. Welche Auswirkungen er in den Gemeinden haben wird, wird sich nur schwer, wenn überhaupt, nachprüfen lassen. Welche Lehren aber aus ihm gezogen werden, wird der nächste Katholikentag in zwei Jahren in Düsseldorf zeigen.

Franz-Josef Trost, Hamburg

Am «Katholikentag von unten»

Nach dem Katholikentag von 1978 in Freiburg äußerten «dissidente» Gruppen des bundesdeutschen Katholizismus ihren Unmut: sie hatten sich bei dieser Großveranstaltung vereinigt, ohne eigene Stimme und harmonistisch mißbraucht gefühlt. So wurde die Initiative «Katholikentag von unten» geboren. Es bildeten sich eine Reihe von Ad-hoc-Gruppen, denen sich Gemeinden und Arbeitsgemeinschaften wie der Bensberger Kreis, die AGP (Arbeitsgemeinschaft von Priester- und Solidaritätsgruppen in der Bundesrepublik), die Leserinitiative Publik, die AGG (Arbeitsgemeinschaft kath. Studenten- und Hochschulgemeinden) anschlossen. Am 23./24. 11. 1979 fand das erste Treffen aller teilnehmenden Gruppen statt. Wesentliche Programmpunkte des späteren «Katholikentags von unten» zeichneten sich dabei schon ab. Am 10. 1. 1980 fand dann ein Gespräch der Sprecher der Initiative mit Vertretern des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken und des Berliner Diözesanrats statt. Dabei kamen die entscheidenden Motive des «Katholikentags von unten» zur Sprache: die Unmöglichkeit, an den Diskussions- und Entscheidungsprozessen teilzunehmen oder bei der Vergabe von Räumen mitzuwirken. Die Gegenseite war nicht bereit, außerhalb des offiziellen Katholizismus eine katholische Basisbewegung anzuerkennen. Die Bitte um Bereitstellung von Räumen wurde abgeschlagen. In einem Brief vom 16. 1. stellte dann das Zentralkomitee für eine Veranstaltung die nach damaliger Einschätzung beider Seiten viel zu große Eissporthalle zur Verfügung, dazu noch zwei viel zu kleine Pavillons.

Das Zentralkomitee hatte die evangelischen Gemeinden Berlins gebeten, dem «Katholikentag von unten» keine Räume zur Verfügung zu stellen. Dennoch fanden sich zwei Orte. Die dem Messegelände benachbarte Gemeinde Lietzensee ließ ihr Gemeindehaus, die Heiligkreuzgemeinde von Kreuzberg ihre Kirche. Diese ökumenische Gastfreundschaft bewährte sich außerordentlich; sie nahm selbst öffentliche Falschmeldungen und Unterstellungen in Kauf.

Gottesdienst ohne politische Berührungsangst

Das liturgische Fest «Der Gott der kleinen Leute» setzte beim «Katholikentag von unten» den ersten Akzent. In der evangelischen Heiligkreuzkirche drängten sich 3500 Menschen, um in Gebet und politischer Anklage ihre Hoffnung auf den Gott, der die Mächtigen vom Thron stürzt und die Niedrigen erhebt, zu artikulieren. In dem wegen der hohen türkischen Einwohnerzahl von manchen «Klein-Anatolien» genannten Berliner Stadtteil Kreuzberg lag eine Konfrontation mit den gesellschaftlichen Realitäten vor Ort auf der Hand: Die Situation der türkischen Arbeitsmigranten wurde ebenso angesprochen wie die Angst des angehenden Lehrers vor Berufsverbot, des Homosexuellen, als solcher erkannt zu werden, die unrühmliche Rolle des bischöflichen Ordinariats Münster beim Landverkauf für das geplante Kernkraftwerk Kalkar. Im Zentrum der liturgischen Nacht stand das «Magnificat». Luise Schottroff, Neutestamentlerin aus Mainz, bot eine sozialgeschichtliche Auslegung des Textes. Johann Baptist Metz erzählte von seiner Reise in ein «Land des Magnificat»: Nikaragua. An die vier Stunden dauerte das Fest, in dem gesungen und getanzt, miteinander geredet und das Brot gebrochen wurde.

Am Freitagmorgen ging es um «Christenrechte in der Kirche». Das gleichnamige Komitee, das inzwischen 8000 Mitglieder zählt, stellte exemplarische Fälle von Menschenrechtsverletzungen in der Kirche an Hand der Problemkreise Laisierung, Mischehe und kirchliche Moral vor. – «Gehorchen und Rüsten? Katholische Christen gegen Atomrüstung» brachte am Freitagabend 4500 Menschen in die Eissporthalle. Pfarrer Heinrich Albertz formulierte mit deutlicher Bezugnahme auf den offiziellen Katholikentag unter stürmischem Beifall: «Man kann nicht Eucharistie und Fronleichnam feiern und gleichzeitig zur Vorbereitung des Untergangs der Menschheit schweigen.» Der Bochumer Theologe Heinz Missalla legte an Hand von kirchlichen Stellungnahmen aus der Nachkriegszeit das gestörte Verhältnis des deutschen Katholizismus zur Friedensarbeit dar. Er machte konkrete Vorschläge zur Intensivierung der kirchlichen Friedensarbeit in Gruppen und Gemeinden. Missalla und Eugen Kogon, der wegen Krankheit verhindert war, gelten als Verfasser einer in der Eissporthalle verabschiedeten «Berliner Erklärung katholischer Christen gegen die Atomrüstung», der sich bis zum Jahresende möglichst viele Gruppen und Personen anschließen sollen. «Wir lehnen den Einsatz von Atomwaffen – gleich ob zur Verteidigung oder zum Angriff – bedingungslos ab», beginnt die Erklärung, in der als erster Schritt zur Abrüstung der Verzicht auf die Stationierung zusätzlicher Mittelstreckenraketen in der Bundesrepublik gefordert wird.

Den größten Ansturm erlebte der «Katholikentag von unten», als es um die «Zukunft der Kirche» ging. Johann Baptist Metz und Hans Küng diskutierten darüber mit dem Arbeiterpriester Fritz Stahl und dem AGP-Vorsitzenden Carl-Peter Klusmann im Auditorium Maximum der Freien Universität. Auf 13 000 wird die Zahl derer geschätzt, die im Audimax, den angrenzenden Hörsälen und im Freien Küngs Attacken auf die Kirche «von oben» und seine Forderung nach «Renovation und Innovation» hörten. «Man kann nicht Freiheit und Menschenrechte nach außen fordern und nach innen nicht gewähren», sagte Küng. Was sich in der Kirche abgespielt habe, sei wie eine Groteske: «die Katholiken zerfleischen sich gegenseitig um der Orthodoxie willen, während die Welt rings umher in Scherben geht». Metz stellte drei konkurrierende Kirchenbilder nebeneinander: «Volkskirche, Bürgerkirche, Basiskirche». Er zeichnete den Weg von der «vorbürgerlichen Betreuungskirche» zur mehr und mehr Raum gewinnenden «bürgerlichen Servicekirche» und konfrontierte diese mit der Vision einer «nachbürgerlichen Initiativkirche», die «bei uns im deutschen Katholizismus noch kaum eine Gegenwart, geschweige denn eine Zukunft» hat, die indessen die Hoffnung der armen Kirchen dieser Welt darstellt. Gegen eine Basiskirche gibt es nach Metz nicht nur Sperren von

seiten des gegenwärtigen Papstes und unserer Bischöfe, sondern «auch von seiten der fortschrittlichen, bürgerlich-liberalen Theologie im Katholizismus» (vgl. die leicht gekürzte Zusammenfassung in der Süddeutschen Zeitung vom 7./8. 6. 80, S. 10).

Daß eine Basiskirche in der Bundesrepublik noch nicht in Sicht, eine Basisbewegung aber im Entstehen ist, zeigte das *Basis-gemeindentreffen* am Samstagnachmittag. Mehr als 30 solcher Gemeinden gibt es bereits; eine Reihe weiterer sind im Aufbau. Ortsgemeinden stellten sich bei diesem Treffen ebenso vor wie Personalgemeinden und Basisgruppen. Das Kontaktnetz der noch unscheinbaren bundesdeutschen Basisbewegung enger zu knüpfen und noch mehr Gemeinden einzuladen, an diesem Netz mitzuknüpfen, darum ging es den Basisgemeinden, die im Anschluß an die biblischen Erfahrungsgeschichten vom Auszug aus Ägypten und der Wanderung durch die Wüste die Geschichten ihres Weges, ihrer Arbeit und ihrer Ziele erzählten und das Lietzenseegelände zu einem Ort dichter Erfahrung und intensiven Gesprächs machten.

Als der offizielle Katholikentag zum «Fest der Begegnung» auf den Kurfürstendamm einlud, füllte *Amnesty International* ein letztes Mal das Gotteshaus am Lietzensee. Das Zentralkomitee hatte die Organisation vom Katholikentag ausgeschlossen mit der Begründung, dieser stehe nur kirchlichen Gruppen offen. Der Generalsekretär der bundesdeutschen Sektion von ai und frühere evangelische Bischof in Chile, Helmut Frenz, blieb der einzige «Episkopos», der sich beim «Katholikentag von unten» sehen ließ.

Die vielen Gruppen, die im Kommunikationszentrum «*Politisches Café*» über Laientheologen im kirchlichen Dienst, Frau und Kirche, Christenverfolgung in Mittelamerika, materialistische Bibellektüre, Homosexuelle und Kirche, Alphabetisierung in Nicaragua informierten und diskutierten, begannen den neuen Tag jeweils mit einer von Josef Blank gehaltenen Bibelmeditation zu Texten des Römerbriefes. Blanks Auslegungen gaben zu denken, eröffneten den Tag mit der paulinischen Zumutung des Geistes Gottes gegen den Geist des «Enthusiasmus», der die Negativität der Welt ausblendet und so in Triumphalismus oder Weltpessimismus endet.

Der «Katholikentag von unten» erlebte eine interessierte Anteilnahme seitens der Medien. Diesen ging es allerdings mehr um ein atmosphärisches Gesamt-

bild als um einzelne Veranstaltungen und Ereignisse (unter denen das Streitgespräch über die Zukunft der Kirche naturgemäß die größte Beachtung fand). Während sich die katholische Presse in der Berichterstattung verständlicherweise zurückhielt, konnte immerhin sogar der «Rheinische Merkur» dieser Initiative seinen Respekt nicht versagen. Aber nicht von ungefähr war es eine evangelische Zeitung, die den «Katholikentag von unten» ihren Lesern wie keine andere nahebrachte, das «Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt». Ihre Schilderung der drei Tage vom Lietzensee war überschrieben: «Mehr als nur ein Happening der Zornigen und Enttäuschten».

Die am «Katholikentag von unten» Beteiligten hat es wohl selber überrascht, in welchem Ausmaß ihre Initiative in der Öffentlichkeit beachtet worden ist. Seit zwölf Jahren dürften sich diese Gruppen nicht mehr so deutlich vernehmbar und anschaulich gemacht haben. Darüber kann nun kein Zweifel mehr bestehen: Das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken spricht in seiner derzeitigen Zusammensetzung nicht mehr für alle Gruppierungen im deutschen Katholizismus.

Effektiver als in Freiburg wurde auf den offiziellen Katholikentag Einfluß ausgeübt. Die Redner auf den Foren und die Sprecher auf den Pressekonferenzen waren ständig genötigt, sich mit der Existenz des «Katholikentags von unten» auseinanderzusetzen. Auch dessen Themen sind in den offiziellen Katholikentag übergeschwappt oder sogar der Diskussion aufgenötigt worden, wie z. B. Abrüstung und Menschenrechte in der Kirche.

Die Stärke des «Katholikentags von unten» war der geringe Aufwand, das Unprofessionelle, die Dezentralisierung bei der Vorbereitung, die geringen finanziellen Mittel. Das alles erforderte viel Verständigung, Zurücknahme von Eigenem, Improvisation. Das brachte Kennenlernen mit sich, Gespräche und Atmosphäre. Die Maßstäbe, die von der Presse angelegt werden, brauchen nicht die der Kirche unten zu sein. Das Ereignis des «Katholikentags von unten» waren nicht die theologischen Stars. Sie waren ohne Zweifel hilfreich beim Finden einer eigenen Sprache. Aber der größere Gewinn lag wohl in der Verständigung der 40 Gruppen unter sich und mit dem Evangelium.

Hier wurde ein Katholizismus aktualisiert, der keine Berührungsangst vor politischen Konflikten hat, der Glaubensäußerung und politische Praxis, Gottesdienst und den Schrei nach Frieden und menschenwürdigen Verhältnissen miteinander verbindet.

Hermann Pius Siller und Edmund Arens, Frankfurt

IN BRASILIEN VOR DEM PAPSTBESUCH

Anderthalb Jahre nach Puebla besucht der Papst erneut Lateinamerika, diesmal den portugiesisch sprechenden Subkontinent, zugleich das größte katholische Volk der Erde und die für die Aufbrüche und Umbrüche seit dem Konzil vielleicht repräsentativste, derzeit zukunftsweisendste Regionalkirche: Brasilien. Was kann der Papst «bringen», was «mitnehmen», was könnte er «lernen» und weiter vermitteln zuhanden anderer Gliedkirchen und zur möglichen «Einsicht» bei den kirchlichen Zentralbehörden im Vatikan? Was also ist von diesem Besuch zu erhoffen, was allenfalls zu befürchten?

Die Reise nach und durch Brasilien ist gegenüber den bisherigen Papstreisen nicht nur die zeitlich und räumlich ausgedehnteste, sie ist auch die weitaus am längsten vorbereitete und gewiß nicht die am wenigsten umstrittene. Gegenstand der Diskussion auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens und in der brasilianischen Öffentlichkeit sind während Monaten Opportunität und Route der Reise im ganzen und, in den letzten Wochen, jede lokale Einzelheit des päpstlichen Aufenthalts auf den verschiedenen Reisestationen gewesen. Vor allem das Ausmaß der Mitwirkung des Staates, sei es der Zentralregierung in Brasilia samt ihrer militärischen und polizeilichen Präsenz (Militärpolizei PM und politische Geheimpolizei DOPS), seien es die Gouverneure und Präfekten in den Gliedstaaten, wurde von den in den letzten Jahren zu einem sowohl kirchlichen wie politischen Selbstbewußt-

sein erwachten Gruppen, Gemeinden und Bewegungen der *Basis* sehr kritisch verfolgt. Ja, der teils latente, teils offene Konflikt der brasilianischen Kirche bis hinauf zu ihren höchsten Repräsentanten mit diesem Staat und mit der von ihm einseitig beschützten und privilegierten dünnen Schicht der Besitzenden ließ das Reiseprojekt als so prekär erscheinen, daß mehrmals – bald in Rom, bald in Brasilien – das Gerücht umging, der Papst werde seinen Besuch (ähnlich wie dies für die Philippinen geschehen ist) auf «bessere Zeiten» verschieben. Vor allem das kirchliche Engagement während des großen 42tägigen Streiks der Metallarbeiter von São Paulo im April/Mai einerseits und die das ganze Land aufwühlenden Eingriffe der Zentralregierung¹ samt deren antibischöflichen Äußerungen² andererseits hat das Bewußtsein einer Konfliktsituation in einer Weise verschärft und ausgeweitet, daß ein «Staatsbesuch» bzw. «Staatsempfang» des Papstes als eine Übertünchung und Verfälschung dieser Situation empfunden wird.

¹ Nachdem der Streik durch einen fragwürdigen Entscheid des Arbeitsgerichts als illegal erklärt worden war, wurden die Gewerkschaftsführer («Lula» usw.) nicht nur abgesetzt, sondern verhaftet, und in die Streikzone wurde Militär verlegt.

² Präsident Figueiredo bezichtigte Bischof Hummes und Kardinal Arns der «Anstiftung» zum Streik und erklärte von der Bischofskonferenz (die sich mit ihnen solidarisch erklärte), sie sei «nicht die katholische Kirche».

Befürchtungen und Erwartungen

Verbunden mit dem Riesenrummel, der den Papst zum Geschäft macht³, erscheint es *zunächst* als unvermeidlich und für viele schon entschieden, daß das *«Image»* des Papstauftritts eher dem alten Bündnis der Kirche mit den Mächtigen als ihrem *«bevorzugenden Engagement für die Armen»* auf der Linie der lateinamerikanischen Bischofsversammlungen von Medellín und Puebla entspricht. Die Befürchtung, daß die Regierung entgegen den beginnenden Artikulationen eines politischen Bewußtseins an der Basis aus dem Papstbesuch Kapital für sich und den *«status quo»* schlagen wird, erhält ihre Nahrung durch eine gezielte Propaganda, die den *«Progressisten»* und *«Linken»* in der Kirche verheißt, daß der Papst sie in die Schranken weisen und ihre *«Einmischungen in die Politik»* mißbilligen werde. Umgekehrt zeigen sich die führenden Männer der nationalen Bischofskonferenz vom Willen des Papstes überzeugt, ihnen durch einige wichtige Reden in mehreren sozialen und auch grundlegend politischen Anliegen (Menschenrechte, Partizipation) Schützenhilfe zu leisten und ihnen jedenfalls nicht in den Rücken zu fallen. Es gibt allerdings auch eine Minderheit im Episkopat, die im Verein mit der Regierung betont, der Papst komme *«nicht, um soziale Probleme zu lösen»*, sondern ausschließlich, um die Kirche Brasiliens in ihrer *«religiösen Sendung»* zu stärken.⁴ Wer dieser Gruppe Gewicht geben will, spricht von einem gespaltenen Episkopat, bei dem der Papst als Schiedsrichter auftreten werde. Der Papst wird auf diese Weise zum vornherein neutralisiert: er hätte angesichts polarisierender Tendenzen die Einheit zu wahren und Frieden zu stiften.

Augenschein in Rio, São Paulo und im Nordosten

Die verschiedenen Erwartungen erhalten ihr Profil und ihre Farbe aber erst durch den lebendigen Kontext, aus dem sie herauswachsen und in dem sie geäußert werden. Um etwas davon zu erhaschen, habe ich mich anderthalb Monate vor dem Papst auf die Reise gemacht. Keineswegs hegte ich dabei die Absicht, der Reihe nach die einzelnen Orte kennenzulernen, die der Papst aufsucht, wie dies der vatikanische *«Vorläufer»* und Sicherheitsbeauftragte Mgr. *Marcinkus* tat, der zur detaillierten Abklärung des Reiseprogramms zur gleichen Zeit in Brasilien unterwegs war. Vielmehr habe ich mehrere bedeutende Stationen (z. B. *Porto Alegre*, *Belo Horizonte*) zum vornherein ausgelassen und so auch in Kauf genommen, gerade die Gebiete im Süden zu verpassen, in denen ich am meisten Deutschsprechende angetroffen hätte. Ebenso bin ich im Norden nur bis *Belém*, nicht aber bis zur Amazonasstadt *Manaus* vorgedrungen, die zuerst vom päpstlichen Programm gestrichen, dann aber auf Bitten des Ortsbischofs doch noch (und zwar als Abflugstation für die Rückreise) angehängt wurde.

Mir ging es darum, über bestimmte Exponenten im Episkopat, zu denen ich mir aufgrund persönlicher Beziehungen Zugang verschaffen konnte, einen direkten Kontakt zur brasilianischen Kirche zumal in ihrer Basisarbeit zu gewinnen, soweit dies unter den gegebenen Umständen und in der kurzen Zeit von vier Wochen überhaupt möglich war. Dies führte mich einerseits in die überbevölkerte Industriezone von *São Paulo*, andererseits in den unter Abwanderung und Vertreibung der Landarbeiter (und heuer unter besonders harter Dürre) leidenden *«Nordosten»*. Eine unerläßliche erste Einführung sowie Hilfen zur abschließenden Zusammenschau erhielt ich bei meiner Ankunft und vor der Rückreise in *Rio de Janeiro* (Zentrum IBRADES), eine ganze Reihe von direkten Kontakten zu Bischöfen fielen mir auf dem Treffen des Rates der Nationalen Bischofskonferenz CNBB in

³ Mit einem Wettbewerb im ganzen Land wurden vier *«papstähnliche»* Modelle ausfindig gemacht, die dann zu Werbezwecken entsprechend *«eingekleidet»* wurden. Kommunikationsminister *Farhat* dazu: *«Wir sind ein kapitalistisches Land.»*

⁴ So der (durch die aufstrebende Bischofskonferenz als *«Primas von Brasilien»* praktisch entthronte) Erzbischof von São Salvador da Bahia, Kardinal *Brandão Vilela*, in einer scharfen Antwort auf einen von Tageszeitungen abgedruckten Leitartikel im Bulletin des sozialen Forschungszentrums CEAS der Jesuiten über *«Der Papst in Brasilien: Risiko und Hoffnung»* mit einem Passus über die zu erwartende Manipulation seitens der Regierung (Cadernos do CEAS, März/April 1980).

WISSEN UND GLAUBEN

THEOLOGIEKURS FÜR LAIEN (TKL)

4 Jahre (8 Semester) systematische Einführung in die Hauptgebiete der katholischen Theologie durch ausgewiesene Fachtheologen. Der Kurs bietet Akademikern, Lehrern usw. eine wertvolle Ergänzung zum Fachstudium.

Abendkurse in Zürich und Luzern sowie **Fernkurs** mit Studienwochen.

Oktober 1980: Zwischeneinstieg in den Turnus 1978/82.

Anmeldeschluß: 15. September 1980.

Prospekte, Auskünfte und Anmeldungen: Sekretariat TKL, Neptunstraße 38, 8032 Zürich, Telefon (01) 47 96 86.

der Hauptstadt *Brasília* in den Schoß. Dort auf dem *«Planalto»* hörte ich mir zudem (in einem Gespräch mit dem Minister für soziale Kommunikation, *Farhat*) auch den Standpunkt der Regierung an. Über den spezifisch kirchlichen Rahmen hinaus führten mich ferner Gespräche mit einem höheren Richter, einem Arbeiterführer, einem Planer der Berufsausbildung sowie mit mehreren Anwälten der Arbeiter von São Paulo und Recife. Das eindrücklichste *«Basiserlebnis»* wurde mir an Pfingsten in einer Vorstadtpfarrei von São Paulo zuteil, wo ich zudem Zeuge eines massiven Angriffs der doppelten Polizei (PM und DOPS) auf die friedliche Demonstration einer Basisgemeinde wurde. Demonstrativen Charakter hatte auch ein kleines Anti-Coca-Cola-Fest, das ich mit einer sehr armen Favela-Gemeinde der ländlichen Stadt *Crateús* (8 Busstunden von Fortaleza) teilen durfte.

Die Teilnahme an mehreren Versammlungen von Vertretern von Basisgemeinden sowie viele intensive Einzelgespräche mit Verantwortlichen gaben mir Einblick in die verschiedenen Arbeitsgebiete und in die Formen der Bewußtseins- und Konsensbildung. Die Ausbeute von all dem, d. h. der Versuch, einige Einblicke von der *Bewegung* und der mehr oder weniger spürbaren kirchlich-politischen *Verflechtung* der Basisgruppen untereinander zu vermitteln, muß einem späteren Zeitpunkt überlassen werden.

Hier soll nur ein erster Dank für die einzigartige Gastfreundschaft und für die Informations- und Kommunikationsbereitschaft ausgesprochen werden, die ich auf allen Ebenen der brasilianischen Kirche in Ordens-, Pfarr- und Bischofshäusern, vom primitiven Verschlag des Dom Alfredinho in *Crateús* bis zum repräsentativen Bau der Nationalen Bischofskonferenz in *Brasília* angetroffen habe. Nirgends ließ man mich hungrig oder durstig oder mit ungestillter Neugier ziehen, überall gab es für die Nacht ein Bett oder, noch besser, eine Hängematte. Unter all den Gastgebern und Gesprächspartnern (zehn davon waren Bischöfe) sei hier vorerst und stellvertretend für alle nur der eine Name von Dom *Aloisio Lorscheider*, Kardinal-Erzbischof von *Fortaleza*, genannt: Ihm verdanke ich eine frühe persönliche Ermunterung zur Durchführung meiner Reise. An seine Person und an seine Bischofsstadt ist nun aber auch der Ursprung und die Vorgeschichte der Brasilienreise des Papstes geknüpft, wovon hier kurz zu handeln ist.

Ursprüngliches Reiseziel an den Schluß gerückt

Tatsächlich geht das brasilianische Reiseprojekt zunächst auf die persönliche Freundschaft zwischen den beiden Kardinalen Wojtyła und Lorscheider und ihre Zusammenarbeit im Ständigen Rat der Bischofssynode zurück. Man erzählt sich, daß die beiden sich zumal während der Bischofssynode 1974 nähergekommen seien, als sie unter den gleichen mühseligen, dem Desinteresse der Kurie zuzuschreibenden Arbeitsbedingungen eine Nachtschicht oder sogar deren mehrere an der Schreibmaschine einlegen mußten. Papst geworden, äußerte jedenfalls Johannes Paul II. sogleich den Wunsch, die Diözese des Freundes zu besuchen. Der für heuer in *Fortaleza* angesetzte *zehnte Nationale Eucharistische Kongreß* Brasiliens bot dafür einen willkommenen Anlaß. Hauptziel der Reise sollte demnach dieser Kongreß sein. Er ist dem nationalen Phänomen, der pastoralen Herausforderung der *Binnenwanderung (Migração)* gewidmet, ein Notstand, der in der Form der Abwanderung keine andere Region Brasiliens so hart und global betrifft wie den *«Nord-*

osten», der aber in der Form der massenweisen Zuwanderung mehr oder weniger jedes städtische Zentrum im Land, allen voran die Großindustriemzone von São Paulo als eigentlichen «Sammelplatz», umfaßt.

Der Kongreß findet vom 10.–13. Juli statt. Für Kardinal Lorscheider war es aber schon bald einmal klar, daß der Papst sich mit einem Besuch von Fortaleza nicht begnügen könnte. Er gelangte deshalb an die Nationale Bischofskonferenz CNBB bzw. an deren Präsidenten Ivo Lorscheider (seinen Nachfolger in diesem Amt), damit ein größerer Reiseplan studiert werde. Mit den meisten übrigen Bischöfen zumal des Nordostens hoffte er aber, daß Fortaleza mindestens den Anfang bilde, damit der Kongreß und sein brennendes Thema die gebührende Aufmerksamkeit finde und nicht vom allgemeinen Rummel der Papstreise an den Rand des Interesses gedrängt werde. Nach dem Vorschlag von Kardinal Lorscheider sollte der Papst den Kongreß feierlich beschließen und mit diesem einheimisch organisierten kirchlichen Ereignis im Rücken die Reise durch das Land absolvieren. Da der Nordosten als das «Armenviertel» Brasiliens gilt, hätte der Anfang dort die «vorrangige Option für die Armen» auch seitens des Papstes demonstriert, und der Papst wäre selber in etwa zum Symbol kirchlicher Identifizierung mit der Migração der Massen aus dem «Nordeste» geworden.

Dieser schöne Plan, wie man ihn sich noch im März – als der bei uns bekannteste Exponent des kirchlichen Nordeste, Erzbischof *Helder Câmara* von Olinda und Recife, in der Schweiz weitest vorstellbar vorstellen konnte, ist durch eine Konvergenz und Allianz der Interessen der Regierung in Brasilia einerseits und einer Gruppe im oder um den Vatikan⁵ andererseits durchkreuzt worden.

Die Regierung drängte offensichtlich darauf, daß der Politik und dem Staat die Ehre gegeben werde, die ihnen gebühre. Der Einfluß des Papstes sollte daher in der zwar geschichtslosen, aber für die aufstrebende Macht der größten katholischen Nation der Welt repräsentativen, weiträumig und großzügig angelegten administrativen Zentrale Brasilia erfolgen. Hier also wird der Papst als «Staatschef» von Präsident Figueiredo empfangen, und dieses Bild wird das Fernsehen in alle Winkel des Subkontinents und bis in die Elendshütten der Favelas tragen.

Es ist kein Geheimnis, daß die CNBB (d. h. ihr Rat und ihre verschiedenen Instanzen), obwohl sie neuerdings selber ihren Sitz in Brasilia hat, den Papst lieber nicht in der Hauptstadt begrüßt hätte. Es ist aber auch deutlich geworden, daß es der apostolische Nuntius, Mgr. *Rocco*, war, der der Regierung seine Unterstützung lieh und in ihrem Sinn auf den Vatikan einwirkte. Die päpstliche Nuntiatur und die CNBB sind übrigens in Brasilia Nachbarn. Beide Gebäude liegen an einer Seitenstraße, die auf den sehr viel repräsentativeren Bau der Sowjetbotschaft zuläuft.

In den Einzelheiten des Empfangs in Brasilia hat man nun allerdings möglichst viel vom Drum und Dran der üblichen Staatsvisiten abgebaut: Es gibt zum Beispiel weder Militärparade noch Staatsbankett. Manche in der CNBB engagierten Bischöfe suchen die Dinge soweit hinunterzuspielen, daß aus dem Staatsempfang nur noch ein «persönlicher Besuch» des Papstes bei Präsident Figueiredo wird, dem dann der eigentliche, offizielle Besuch bei der CNBB auf dem Fuße folge. Eines ist aber auf jeden Fall sicher: Fortaleza ist an den Schluß gerückt.

Verschiedene Kulissen: Wird der Papst manipuliert?

Die in der Vorbereitungszeit immer wiederkehrende Hauptfrage war die nach der Manipulation der Papstreise durch die Regierung, und dies nicht nur hinsichtlich des Empfangs in Brasilia und der Reiseroute als ganzer, sondern auch hinsichtlich der einzelnen Stationen, der vom Papst besuchten Örtlichkeiten und Institutionen und nicht zuletzt der «Kulissen» seiner Auftritte vor den Massen, seiner Reden und Meßfeiern. Was die Stationen betrifft, so fällt auf, daß nur *Hauptstädte* von Gliedstaaten und vornehmlich solche von Küstenstaaten berücksichtigt wurden, aber keine einzige Landstadt wie zum Beispiel Imperatriz

⁵ Darüber wurden mir gegenüber von informierten Leuten, selbst wenn sie nicht Bischöfe waren, nur verhüllte Andeutungen gemacht. Höchstens der Nuntius (vgl. unten) wurde gerade noch genannt. Hingegen war schon früh bekannt, daß seitens des Vatikans im Hinblick auf die Sommerpause ein möglichst früher Reisetrip (bei eventueller Vorverlegung des Eucharistischen Kongresses) gewünscht wurde.

im Staat *Maranhão* (Nordeste), wo die Konflikte zwischen Landbesitzern und Landarbeitern besonders deutlich greifbar sind. Diesen Ort hatte die Kommission der CNBB für ländliche Pastoral (*Pastoral da terra*) vorgeschlagen, die für das letzte große Dokument der Bischofskonferenz, die im Februar verabschiedete *Denkschrift zur Problematik von Grund und Boden*, hauptverantwortlich zeichnet. Der Vorschlag stieß offensichtlich bei entscheidenden Instanzen (Regierung/Nuntius/Vatikan?) auf Widerstand, obwohl der Papst in einem Gespräch mit dem Präsidenten der CNBB, *Ivo Lorscheider*, ausdrücklich gemahnt hatte, er komme nicht als Tourist, sondern als Pilger, und er wolle «nicht einfach eine Reihe von Städten besuchen, sondern mit Problemen konfrontiert werden». Darauf angesprochen, meinte Dom Ivo mir gegenüber in Brasilia, das Reiseprojekt werde den Papst auch so, wie es jetzt beschlossen sei, mit wichtigen Problemen vertraut machen, denn viele Probleme schlugen sich in den Städten nieder oder fänden dort mindestens ihren Widerhall. So würden die Landarbeiter jetzt in Recife mit dem Papst in Berührung kommen. Jedenfalls soll der Papst dort zu ihnen reden: Dies entspricht auch den Erwartungen des Ortsbischofs *Helder Câmara*.

Als ich bei ihm war, erhielt er allerdings gerade den Besuch von Mgr. *Marcinkus*, der ihm den Wunsch des Papstes eröffnete, in Recife eine größere Meßfeier zu halten. «Damit hatten wir nicht gerechnet», erklärte mir Dom Helder. Er hatte sich offensichtlich eine Veranstaltung zu den genannten Sachproblemen vorgestellt und hoffte auf einen Papstappell «gegen die Sklaverei, die in unserem Raum im Grunde bis heute weitergeht». Im übrigen war ein Parcours von total 47 km vorgesehen gewesen, «damit möglichst viele Leute den Papst wirklich hätten sehen können». Jetzt muß also eine Messe gefeiert werden, aber, so klagt Dom Helder, «dafür haben wir in Recife ja gar keinen geeigneten und ausreichenden Platz!»

Die Platzfrage ist auch an anderen Stationen ein Problem, zum Beispiel in *Salvador da Bahia*, der ersten Hauptstadt Brasiliens. Es leuchtet ein, daß ein Platz in der Innen- bzw. «Oberstadt» nicht in Frage kam. Aber daß man deswegen in ein «Administratives Zentrum» ausweichen mußte, das zurzeit weit draußen im «Niemandland» im Stil eines nachgeahmten Brasilia erbaut

WIR SUCHEN DRINGEND PRIESTER

Für Equipeneinsätze in Kolumbien und in Sambia suchen wir dringend Priester, die bereit sind, sich zusammen mit anderen Berufsleuten in den Dienst der Ärmsten zu stellen.

- In Kolumbien geht es um die Basisarbeit unter den 20000 Tetwa-Indianern der Diözese Valledupar im Norden des Landes.
- In Sambia geht es um den Gemeindeaufbau für 18000 entwurzelte Afrikaner in einer Vorstadt von Ndola.

Nach dem Willen der Ortsbischofe können Equipen nur zusammen mit einem Priester in den Einsatz gebracht werden. Deshalb richtet sich unser Aufruf in erster Linie an Priester.

Interessenten wollen sich bitte mit der Missionsgesellschaft Bethlehem, Immensee, in Verbindung setzen. Der Leiter des Missionsressorts, P. Ernst Boos, steht für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung. (Tel. 041/811066)



**Missionsgesellschaft
Bethlehem Immensee**

wird, leuchtet deshalb noch lange nicht ein, und daß der Altar ausgerechnet vor dem eben fertig gewordenen Gouverneurspalast erstellt wurde, noch viel weniger. Diese Kulisse insinuiert – abgesehen von der auch anderswo festzustellenden Megalomanie der Administration – eine gegenseitige Deckung von Kirche und Staat, die zwar offenbar den Imagewünschen der Regierung (zumal im Hinblick auf die nächsten Wahlen), nicht aber der Verfassung (Trennung von Kirche und Staat) und auch nicht mehr der heutigen Wirklichkeit (Basiskirche) entspricht.⁶

Ähnliche Kulissenprobleme gibt es in *Rio* (Altar vor bzw. auf dem Monument für die gefallenen brasilianischen Soldaten des Zweiten Weltkriegs und dem Museum mit Waffen und Karten von den Kämpfen brasilianischer Einheiten in der Lombardei.⁷ Selbst in *São Paulo* mit seinen entschiedenen «Volksbischofen» in den Vororten (Claudio Hummes im ABC-Streikgebiet, Angélico Sandalo, Luciano Mendes usw. in den Favela-Regionen) mußte der gewiß nicht fauler Kompromisse verdächtige Kardinal *Paulo Evaristo Arns* Erklärungen für das «Ärgernis» geben, daß der Papst, um den Kranken eines Hospitals zu begegnen, mit dem Helikopter auf dem nahegelegenen Areal der von den Streiks her unliebsam bekannten «Militärregion II» landet.

Der Papst in der Favela: Was sieht er vom Elend?

Manche solcher Einzelheiten wurden nach Ansicht der Bischöfe von der Presse hochgespielt, um bis zur Ankunft des Papstes «das Feuerchen wach zu halten» (Dom Helder). Was aber wirklich landauf, landab im breiten Volk und unter den sich mit dem Volk befassenden Kirchenleuten (Schwestern, Seminaristen, Pfarrern) diskutiert wird, ist die vermeintliche oder tatsächliche Manipulation der *Favela-Besuche* des Papstes. Favelas oder Slums gibt es praktisch in allen größeren Städten nicht nur Brasiliens, sondern der ganzen Dritten Welt. Sie sind ein Problem von Millionen und Abermillionen von Menschen. Der Papst soll sehen, unter welchen Bedingungen sie leben müssen: wird er das auch?

Im Vordergrund der Diskussion steht der Favela-Besuch in *Rio*. Für drei Schweizer Schwestern, die ich in der Vorstadt Nova Iguaçu noch kurz vor meiner Rückreise antraf, galt es als ausgemacht, daß «die Manipulation bereits erfolgt» sei: «Dem Papst wird keine echte, sondern eine verschönerte Favela vorgeführt.» Umgekehrt hatte mir drei Wochen vorher der ebenfalls aus der Schweiz stammende Weihbischof *Josef Romer* versichert: «Die Regierung wollte natürlich wissen, in welche Favela wir den Papst führen werden, um noch möglichst viel zu arrangieren, aber wir haben es ihr nicht gesagt. Der Papst soll die Dinge sehen, wie sie sind. Allerdings gibt es da Probleme der Sicherheit ...»

Inzwischen ist längst bekannt, daß der Papst die Favela «*Vidigal*» besucht, die ihren Namen vom ersten portugiesischen Polizeichef von Rio, Oberst Vidigal, hat. Die Regierung hatte zuerst tatsächlich eine bereits mit Straßen und Kanalisation versehene Favela vorgeschlagen, aber der Erzbischof von Rio, Kardinal *Sales*, lehnte ab. Die nunmehr gewählte Favela ist insofern besser als andere, als sie erstens nicht sehr ausgedehnt und deshalb leichter zu durchqueren ist, zweitens schon eine fortgeschrittene Selbstorganisation und Gemeindebildung hat. Aufgrund dessen haben die Leute verschiedene Verbesserungen an Hütten und Wegen in eigener Regie und gemeinsamer Arbeit durchgeführt, was nun im Hinblick auf den Papstbesuch mit vermehrtem Elan fortgesetzt wird. Die Favela Vidigal hat aber noch einen besonderen Symbolwert, insofern sie vor zwei Jahren in ihrer Existenz bedroht war und für ihre Erhaltung mit Hilfe der Kirche erfolgreich gekämpft hat. Tatsächlich ist für die Favela-Bewohner nicht das Fehlen der elementaren Infrastruktur – Wasser, Kanalisation, oft auch Licht – und auch nicht der für eine Familie viel zu enge Wohnraum der Behausungen das Schlimmste, sondern die Unsicherheit, ob ihnen nicht auch dieses Wenige

⁶ Es gibt allerdings auch noch «regierungsnahe» Bischöfe. Zu ihnen werden Kardinal *Scherer* von Porto Alegre (der aber trotzdem im Dezember schwer mißhandelt wurde, ohne daß die Polizei die Tat aufklärte) sowie vor allem Bischof *Luciano Cabral Duarte* (Vizepräsident des Celam) und in etwa Kardinal *Brandão Vilela* (vgl. oben) gerechnet.

⁷ Älteren Einwohnern und Kirchenleuten ist immerhin bekannt, daß seinerzeit (1955) an dieser Stelle der Internationale Eucharistische Kongreß gefeiert wurde.

über Nacht bzw. genauer über Tag (während sie oft weit entfernt bei der Arbeit sind) durch einen Bulldozer zerstört und weggenommen wird. So sollte vor zwei Jahren auch die Favela Vidigal zugunsten eines großen Hotelneubaus verschwinden, aber der Kardinal, sonst als konservativ bekannt, ließ sich (wie Helder Câmara sagt) «von der Wirklichkeit bekehren», mobilisierte Advokaten und konnte so der Vertreibung der Leute Einhalt gebieten.

In Rio gibt es übrigens nicht weniger als 290 Favelas, und daher stammt der Spruch, den die Leute von Vidigal den Beamten entgegenhielten, die eine Sanierung im Hinblick auf den Papstbesuch in die Wege leiten wollten. Die Leute sagten: «Wir wären einverstanden, wenn 290 Päpste kämen, in jede Favela einer.» Der Spruch hat inzwischen aber auch eine zynische Version erhalten. Danach wird künftig alle 10 Jahre ein Papstbesuch einer Favela gelten. Man kann sich unschwer ausrechnen, wann dann die Favelas saniert wären. Die bittere Ironie angesichts des Elends kann übrigens auch andere Formen annehmen. Die einfachste Lösung besteht in der institutionellen Leugnung seiner Existenz.

So habe ich selber aufgrund der genauen Angaben des dortigen Pfarrers den Rand der Favela «*Santa Rosinha*» besucht. Sie beginnt unmittelbar hinter einem Straßentunnel, und so war es nicht schwer, am rechten Ort aus dem Bus auszusteigen. Als ich in meinem Absteigequartier, einer Schule im Zentrum, zurück war, suchte ich auf dem dort angeschlagenen Stadtplan von Rio die Favela hinter dem Tunnel. Zu meinem großen Erstaunen war dort nichts. Nicht einmal die in die Favela hineinführende Straße war eingezeichnet. Die ganze Siedlung existierte nicht, dabei umfaßt allein diese eine Favela schätzungsweise 100 000 Bewohner! Ich muß gestehen, daß mich der weiße Fleck auf der Karte noch mehr beeindruckt hat als der Blick auf den durch unzählige Plastikflaschen und andere Abfälle verstopften Ausgang des Bachbetts, zu dessen beiden Seiten die Hütten sich aneinanderreihen. Beim nächsten Regen wird hier das Wasser samt dem Schmutz steigen, bis beides in die untersten Hütten eindringt. Werden sie standhalten? Werden sie einstürzen? Werden weitere, darüber gebaute Hütten nachrutschen? Auch das wären Probleme der «Sicherheit»: Nur, wen kümmern sie?

«Komm zu uns, wir diskutieren!»

«Der Papst soll die Dinge sehen, wie sie sind»: In Wirklichkeit, so wurde mir wiederholt gesagt, ist dies nicht möglich: «Er müßte inkognito kommen», meinte der Bischof von Nova Iguaçu, Dom *Adriano Hypólito*. Aber auch das wäre eine Utopie. Ein Fremder fällt in der Favela sofort auf: nicht von ungefähr ließ mich der Pfarrer von Santa Rosinha nur den Rand der Elendsiedlung besichtigen ...

Nicht viel weniger utopisch sind die in zum Teil kollektiven Briefen an den Papst oder die Bischofskonferenz formulierten Vorschläge, der Heilige Vater solle sich nicht mit großen Reden an die Massen wenden, sondern zum Gespräch und zu echter Begegnung in kleine Gruppen kommen. Gewiß gibt es diese Gruppen, selbst in manchen Favelas, und gewiß prägen sie bereits zu einem schönen Teil die brasilianische Kirche und lassen sie zu einer «Kirche von unten» werden, die sich unter den Armen und von der Erfahrung der Armen her aufbaut. Aber der Papst? Er könnte im besten Fall solchen Gruppengesprächen beiwohnen und sie sich übersetzen lassen, wie mir das selber zuteil wurde. Den direkten Dialog mit den Armen selbst führen, so daß es zum gegenseitigen Verstehen kommt, setzt aber, wie mir Betroffene versicherten, Jahre des Zusammenlebens voraus. Und wenn es überall heißt, der Papst habe nun auch noch Portugiesisch gelernt, und wenn Bischöfe sagen, sie hätten sogar in Rom bei ihrem «Ad-limina-Besuch» mit ihm Portugiesisch sprechen dürfen, so sollte doch das realistische Zeugnis eines solchen Bischofs nicht außer acht gelassen werden: «Ich wußte allerdings nie, ob er das, was ich gerade gesagt hatte, verstanden habe.»

So utopisch nun also manche Gegen- oder Zusatzvorschläge zum Reiseprogramm klingen mögen – nicht alle übrigens: warum könnte der Papst nicht mit dem populären Streikführer «Lula» (Luiz Ignácio da Silva) zusammentreffen? – so drücken sie doch eine echte Sorge aus und messen unentwegt den Papst und sein Auftreten am Evangelium. Die populäre Exegese zum Beispiel von

Mt 21, 1–16 (Einzug in Jerusalem), die sich die «Pastoralträger und Basisgemeinden in der Erzdiözese Olinda und Recife» in ihrem Brief einfallen ließen, entbehrt nicht einiger treffender, ja deftiger Parallelen zur Gegenwart, wo sie von «all den Hannas und Kajaphas, den Herodes und Pilatus von heute» spricht. Sie wagt dann freilich auch die Parallele Jesus/Papst («mit dem gleichen Geist gesalbt») in einer Weise, die auch wieder zu hoch gestochen ist. Die Dinge sehen, wie sie sind, hieße doch vor allem, daß man sich gegenseitig nichts vormacht, was es sonst nicht gibt. Zum Beispiel, daß die fünfzig Priester, die ich an einem Patrozinium wie jedermann in Hemd und Hose um ihren Bischof sah, nicht (wie der Erzbischof von Rio, bisher als einziger, verlangte) für den einen Papstbesuch die Soutane hervorholen ...

Ein lernender Papst und «eine Art Missionar»

Was wird der Papst zu sehen bekommen? Das Interesse an der Papstreise sah ich sofort in dem Maße abnehmen, als ich ins Innere des Landes gelangte. Man weiß, daß der Papst da nicht hinkommt, wo entweder die Dürre oder die Habgier der Landbesitzer die Leute von ihrem Boden wegtreibt. Er wird auch kaum Leuten begegnen, wie sie kürzlich von der Straßenpolizei in mehreren Camions entdeckt wurden: den Mund verbunden, die Hände gefesselt, schon über eine Tagereise von ihren Familien entfernt, ohne Speise und Trank auf der Fahrt an einen abgelegenen Ort, um dort eine Fabrik aufzubauen. Doch trotz der unvermeidlichen «institutionellen» oder «manipulierten» Beschränkungen des Sehvermögens bei einem päpstlichen Besucher, sollte man, so meine ich, doch nicht daran verzweifeln, daß Johannes Paul II. noch *lernen* kann. In Afrika, so sagte er selber, habe er «in zwei Tagen mehr gelernt als in bald zwei Jahren im Vatikan». Aus Brasilien hat man ihm übrigens über die Hauptprobleme Dossiers geschickt. Die sollte er studieren. Dom Helder meinte allerdings, ein ganzer Eisenbahnwagen voll Bibliothek wiege noch lange keine Reise mit Augenschein auf. Was aber könnte der Papst in Brasilien lernen? Dom Ivo meinte:

«Wir wollen eigentlich den Papst nicht belehren. Eher wünschen wir, daß er uns helfe, die Gesamtaufgabe der Kirche immer besser zu verstehen und wahrzunehmen: Was bedeutet Glaubensverkündigung in einem katholischen Land? Wie soll das Geistliche mit dem Sozialen in Verbindung kommen? Wie können Laien und Ordensfrauen den chronischen Priestermangel in etwa ersetzen? Wie kann die Kirche ihre soziale und ethische Aufgabe ernsthaft erfüllen?»

«Die Kirche muß gehört werden»: Gespräch mit Kardinal Lorscheider

Anläßlich des Papstbesuchs in Rio wird auch der dort vor 25 Jahren erfolgten Gründung des Bischofsrats von ganz Lateinamerika CELAM gedacht, und die im März letzten Jahres neu gewählten Instanzen (Präsidium, Departemente, Sektionen, Generalsekretariat in Bogotá) stellen sich dem Papst vor. Seit diesen *Neuwahlen* (vgl. Orientierung 1979, S. 212f.: inzwischen ist aber noch einiges über die Vorgänge durchgesickert) besteht ein *Konflikt* zwischen CELAM und CNBB (Brasilianische Bischofskonferenz), nicht zuletzt über die Veröffentlichung der *Dokumente von Puebla*. Sie erschienen in Brasilien zuerst in einer Übersetzung der Originalfassung (Auflage 80000), und als dann eine (auf der «Achse Rom-Bogotá») *veränderte Schlußfassung* herauskam, gestattete man drei Verlagen, kommentierte bzw. eingeleitete Ausgaben zu veröffentlichen. Eine derselben, von J.B. Libânio SJ zumal für die Praxis von Gruppen usw. kommentiert (Ed. Loyola, São Paulo), erregte ob ihrer Einleitung den Zorn des neuen ersten Vizepräsidenten des CELAM, des Brasilianers Luciano Cabral Duarte, Erzbischof von Aracajú. Er schlug sich in einem überaus polemischen «Offenen Brief» an den Präsidenten der CNBB, Dom Ivo Lorscheider, nieder, der u. a. in den vor allem in Unternehmerkreisen zirkulierenden «Deutsch-Brasilianischen Heften» (1980, Heft 1) abgedruckt wurde. Das folgende Gespräch mit Kardinal Aloisio Lorscheider, Erzbischof von Fortaleza, schließt an diese Vorgänge sowie an ein früheres Interview (Orientierung 1978, S. 180–182) an.

Orientierung: Herr Kardinal, oder (wie man hier in Fortaleza sagt) Dom Aloisio! Vor zwei Jahren, bei unserem letzten Gespräch, waren Sie noch in Personalunion Präsident der CNBB und Präsident des CELAM. Schon damals betonten Sie die Unterschiede und die Eigenständigkeit der brasilianischen Kirche. Inzwischen ist vieles geschehen, und der neugewählte Vizepräsident des CELAM hat schon wiederholt hier in Brasilien die Bi-

Vom Papst wird somit «Mithilfe» zur eigenen Klärung erwartet, wobei jede dieser Fragen in der Praxis der brasilianischen Kirche schon durchaus kraftvoll und eigenständig (wenn auch nicht ohne «Spannungen» mit Rom bzw. mit dem «Celam»: vgl. das nachfolgende Interview mit Kardinal Lorscheider) angegangen werden. Auch von den an der Basis wirkenden Laien, Schwestern und Priestern kann man den Wunsch hören, vom Papst als dem «größeren Bruder» eine «Stärkung im Glauben» zu erfahren. «Er war doch auch in Polen auf der Seite der Arbeiter» meinte der erste Bischof, den ich in Brasilien aufsuchte: Claudio Hummes OFM, Schlüsselfigur in der Hilfe für die streikenden Metallarbeiter und ihre Familien im ABC-Gebiet (er selber ist Bischof des «A» = Sant'André). «Wenn er nur dasselbe sagt, was er in Mexiko zu den Arbeitern, den Indianern und den andern armen Leuten gesagt hat, werden wir davon jahrelang Früchte ernten» äußerte ebendort in São Paulo der Erzbischof, Kardinal Arns. Er war in Mexiko/Puebla mit dabei und berief sich auf diese «Probe», als ich ihn fragte, ob ihm der Papstbesuch in seiner Stadt jetzt nach dem Streik (und nach den Anschuldigungen gegen seine und Dom Claudios Rolle dabei) «gelegen oder ungelegen» komme. Arns (wie übrigens auch Helder Câmara) sieht im reisenden Papst «so eine Art *Missionar*»:

«Daran ist das brasilianische Volk gewöhnt. Wenn er kommt und nicht lange bleibt, aber eine ganz starke «mensagem» (Botschaft) gibt, dann ist das Volk wirklich davon ergriffen und wird das auf lange Zeit mitnehmen fürs Leben. Das ist sehr gut, daß er als Missionar kommt.»

Es gab freilich auch den einen oder andern, zumal jüngeren Gesprächspartner, der sich zum Papst nicht äußern wollte, der unbestimmt oder unsicher blieb. Da und dort fragte man etwas ängstlich nach ihm, und meistens übte man große Zurückhaltung. Befürchtungen, der Papst könnte direkt in die Entwicklung der brasilianischen Kirche eingreifen, wurden kaum laut, wohl aber solche über das «Nachher», wobei nicht in erster Linie «Rom» gemeint war: «Wenn der Papst wieder weg ist, wird die Regierung erst recht wieder die Schraube anziehen», äußerte ein sehr nüchterner und realistischer Mann. Es war das letzte Wort in dieser Sache, das ich vor meiner Rückkehr zu hören bekam.

Ludwig Kaufmann

schofskonferenz, ihre «progressive Mehrheit» und ihre Leitung in öffentlichen Interviews usw. angegriffen. Er hat sie u. a. beschuldigt, die Dokumente von Puebla zu verfälschen bzw. «herabzusetzen und zu verzerrern», und zwar im Vorwort einer brasilianischen Ausgabe. Was sagen Sie dazu? Was steht hinter diesen Vorwürfen, und wie verhalten sich heute CNBB und CELAM zueinander?

Kardinal Lorscheider: Ich meine immer noch, daß Brasilien etwas Eigenständiges ist gegenüber dem CELAM und ihn weniger nötig hat als die anderen Länder. Unsere Bischofskonferenz besteht schon länger und hat sich viel schneller organisiert als der CELAM. Ferner ist Brasilien praktisch die Hälfte von ganz Lateinamerika, und die Vielfalt der Abstammung (national, sprachlich usw.) macht unseren Episkopat fürwahr kosmopolitisch und gibt ihm einen großen Reichtum. Dieser Episkopat nun hat das Zweite Vatikanische Konzil und dann auch die Versammlungen von Medellín und Puebla wirklich ernst genommen, und deshalb ist er in seinem Leben sehr unabhängig. Trotzdem arbeiten wir – und arbeite auch ich persönlich – mit dem CELAM zusammen. Allerdings bin ich nicht mit allem einverstanden, was von Leuten des CELAM herumgeboten wird, von Leuten, die das gar nicht sagen sollten. Ich war ja auch lange Jahre Präsident des CELAM, und doch habe ich nicht die Leute ringsum verleumdet. Das dürfte es ja überhaupt nicht geben und schon gar nicht von Bischöfen gegen Bischöfe. Dabei ist es

durchaus begreiflich, daß es unterschiedliche Meinungen gibt, und mich kümmert auch gar nicht so sehr die Frage, was progressiv oder was konservativ sei. Wirklich zu fragen ist nur: Was ist das Beste für Lateinamerika?

Was nun Puebla betrifft, so hat niemand von uns Puebla verfälscht. Umgekehrt sind aber in die Edition der Dokumente Änderungen eingefügt worden, die nicht vom Papst, sondern von anderswoher stammen. Solche Änderungen am Text anzubringen, ist doch sehr viel schwerwiegender, als einen Theologen, den hier jedermann kennt und dessen Gedanken jeder teilen kann oder nicht, ein Vorwort schreiben zu lassen.

O: Ist es denn immer noch nicht geklärt, von wem die Änderungen stammen, außer vielleicht den wenigen, die der Papst selber wünschte?

L: Es ist nicht geklärt. Das heißt, was der Papst verbessert sehen wollte, wurde verbessert; aber es wurde noch anderes verändert, das war in ein paar Händen, und da ist zu fragen: mit welchem Recht, mit welcher Autorität. Denn die Dokumente stammen von der Bischofsversammlung von ganz Lateinamerika. Außer den Bischöfen, die da zusammen waren, hat niemand ein Recht: nicht der CELAM, nicht der Vatikan, auch nicht der CAL (Kommission für Lateinamerika) im Vatikan, sondern nur der Papst als alleiniger Oberhirte über den Hirten. Nein, es ist nicht geklärt, von wem die anderen Änderungen stammen, und es wird schwerlich geklärt werden, wenn diejenigen, die es getan haben, sich nicht melden und sich dazu bekennen. Deshalb, und weil sie kein Recht hatten, dies zu tun, gehen wir zurück auf den ursprünglichen Text.

O: Was für Änderungen hatte der *Papst* gewünscht: substantielle oder lediglich redaktionelle?

L: Soweit ich mich erinnere – die Sache wurde bei uns besprochen –, habe ich nichts Substantielles, sondern nur Redaktionelles gefunden, so daß der Text, wie er vom Papst kam, an einigen Stellen wirklich an Klarheit gewonnen hatte, aber in allem Wesentlichen so blieb, wie er von den Bischöfen in Puebla verabschiedet worden war.

O: Und *nachher* erst kamen *wesentliche* Änderungen hinzu?

L: Ja. Zum Beispiel enthielt die Originalfassung einen Text zur *Negerfrage* hier in Lateinamerika. Nach der Änderung war davon nur noch in einer *Fußnote* die Rede. Mit welchem Recht verbannte man die *Negerfrage* in die Fußnote, wo jedermann weiß, daß Fußnoten zum besseren Verständnis des Textes angefügt werden, daß aber im Text das Wesentliche steht? Deshalb ist diese Änderung sehr ernst zu nehmen. Zweites Beispiel: Das Original sprach von der *Nationalen Sicherheit*, und zwar in recht starker Form, weil das ja auch etwas ist, was uns angreift, wenn auch nicht in allen Ländern Lateinamerikas in gleicher Weise. Einige Bischöfe, die noch nicht darunter gelitten hatten, konnten den Ernst, mit dem hier geredet wurde, nicht so leicht begreifen. Aber andere hatten darunter gelitten, und so kam ein starker Text zustande, viel ernster als das, was jetzt dasteht. Der Text ist somit abgeschwächt worden.

O: Die *Negerfrage* ist wohl für Brasilien besonders aktuell – in anderen Teilen Lateinamerikas vielleicht noch mehr die *Indianerfrage*? Vor zwei Jahren (in Ihrem Interview) hatten Sie speziell hinsichtlich der Indianermission einen «Schritt über Medellín hinaus» befürwortet, und daraus ist ja dann offenbar nichts geworden. Aber was hätten Sie sich eigentlich gewünscht oder würden Sie jetzt wünschen?

L: Nicht nur gegenüber den Indianern, auch den Schwarzen gegenüber hat etwas gefehlt. Die Probleme der Schwarzen gibt es in Brasilien, gibt es aber auch in Haiti und in Kolumbien. Ferner wäre in Betracht zu ziehen, welche Kraft die Schwarzen aus Afrika heute in Nordamerika bedeuten und welche Bedeutung sie auch für unsere Kultur hier haben. Vor allem gilt es zu sehen, daß wir uns ihnen gegenüber nicht immer dem Evangelium gemäß verhalten haben. Es sind viele Fehler begangen worden.

Wir suchen nach Vereinbarung

Religionslehrer

im Haupt- oder Nebenamnt
für alle Stufen der Mittelschule.

Voraussetzungen:

- abgeschlossenes theologisches Studium
- Bereitschaft zur Zusammenarbeit in der Konferenz der Religionslehrer
- positive Einstellung zur kirchlichen Arbeit mit Mittelschülern im schulischen und außerschulischen Bereich.

Die Besoldung richtet sich nach den Ansätzen der röm.-kath. Zentralkommission des Kantons Zürich.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen sind zu richten an das Generalvikariat für den Kanton Zürich, Postfach 1136, 8036 Zürich.

M. E. wäre es nötig gewesen, in Puebla dazu etwas zu sagen, etwa so: «Wir bitten euch um Verzeihung für die Vergangenheit, aber in Zukunft wollen wir so und so handeln.» Das fehlt nach meiner Ansicht. Auch für die Indianer hätte ein stärkeres Wort fallen müssen. Man spricht zwar von ihnen im ersten Teil, aber weiter hinten in der Pastoral kommen sie zu kurz. Man spricht allgemein vom Mensch und seiner Würde, aber viel zu wenig von den Rechten, die die Indianer hier in Lateinamerika auf alles hätten: sie waren ja die ersten Einwohner, die ersten Eigentümer. Deshalb müßten sie viel besser betreut werden, als dies heute der Fall ist.

O: Genügt die «Betreuung»? Meinten Sie nicht seinerzeit mehr: Eigenständigkeit, eigene Priester mit ihnen gemäßem Lebensstil: ohne unseren Zölibat und mit einer anderen als unserer Ausbildung?

L: Unter *Betreuung* verstehe ich gerade das, was Sie sagen, daß die Indianer wirklich eine *Kirche mit eigenem Gesicht* werden. Dazu müßte von vielem, was heute für die Ausbildung von Priestern vorgeschrieben ist, abgesehen werden. Gewiß geht es hier um das ganze Problem der Inkulturation des Evangeliums. Aber ich meine, wo ein Problem ist, sollte man es nicht auf die Seite schieben, sondern anpacken. Deshalb meine Ansicht: Hier hat Puebla versagt.

O: Und jetzt kommt der Papst hierher. Wird er mit solchen Problemen konfrontiert werden? Das wollten Sie doch – Sie haben ihn ja eingeladen, als Sie damals noch Präsident waren. Sehe ich das recht?

L: Ich habe ihn damals eingeladen, aber das weitere ging dann über die Bischofskonferenz. Von dort wurden ihm Unterlagen zum Studium überreicht. Im einzelnen kenne ich sie nicht, aber ich zweifle nicht daran, der Papst wurde von hier aus gewiß gut informiert.

O: Und so wird er gemäß diesen Informationen an den einzelnen Stationen thematische Akzente setzen, zu den Problemen Stellung nehmen?

L: Das bleibt abzuwarten. Ich habe Hoffnung, daß der Papst wirklich konkret für uns sprechen wird. Und ich habe auch nicht so Angst davor, was der Papst uns sagen könnte. Er wird niemals gegen die Kirche in Brasilien sprechen, denn zu viele Jahre wurde die Kirche hier von Rom aus begleitet: Immer haben wir ja Rom über alles informiert, und wenn man dort Fragen zu stellen, Bemerkungen zu machen hatte, wurden sie uns zugeschickt, und wir konnten uns erklären. Im wesentlichen fanden

wir in Rom immer Gutheißung, und so meine ich, der Papst könnte jetzt nicht auf einmal mit einer veränderten Stimmung dem brasilianischen Episkopat und der brasilianischen Kirche gegenüber auftreten, nur weil da und dort geschwzt wird. Geschwzt wird allerdings immer, aber zu gelten hat doch, was wirklich ist, was der Papst durch die Bischofskonferenz bekommen hat und was er auch durch den Vatikan erfahren kann: denn dort im Vatikan hat man uns in all den Jahren nichts angekreidet, sondern nur angespornt, wir sollten weitermachen.

O: Das klingt ja sehr, sehr schön. Aber gibt es nicht doch die Spannungen: mit dem CELAM, um den Theologen Leonardo Boff, ob der Streiks in So Paulo, um ein kumenisches Treffen von Theologen der Dritten Welt? Wir in Europa haben das Gefühl, daß Brasilien sich jetzt *wehren* müsse und daß es sich auch tatsächlich wehre, daß ihr entschlossen seid, eure Autonomie zu wahren.

L: Ich glaube wohl, man muß sich wehren. Man *spürt* Spannungen, aber man weiß nicht, woher sie kommen. Unsere *Ahnung* ist die folgende: Daß wir als Bischofskonferenz wirklich von dem Organismus CELAM untergründig angegriffen worden sind. Das ist unser Eindruck, aber Beweise haben wir nicht; wir können deshalb nicht sagen, es sei so. Als ich das letztemal in Rom war, nur einige Tage, ist mir das sehr aufgefallen: ich spürte, daß Spannungen herum seien, konnte aber nicht klar begreifen warum. Niemand hat darüber mit uns gesprochen. Wenn aber ein Angriff erfolgt ist, eine Anklage gegen uns erhoben wurde, so daß ein Mißtrauen gegen uns besteht, dann müßten wir doch mindestens darauf angesprochen werden. Man müßte uns sagen, wo wir falsch liegen. In all den Jahren ist das nicht geschehen: Warum sollte man uns jetzt plötzlich etwas sagen, wo es nur um Schwzereien geht? Deshalb können wir als Bischofskonferenz auch mit den *Methoden des CELAM* nicht ganz einverstanden sein, die ihm erlaubt haben, dahin zu kommen, wo er heute ist. Die letzten Wahlen dort sind für uns immer eine große Frage geblieben. Unter Mitbrüdern soll man nicht so handeln, wie dort gehandelt worden ist. Für mich liegt da etwas sehr Ernstes vor, das auch der Kirche großen Schaden zufügen kann. Meiner Ansicht nach müßte man in der Kirche immer *für die verschiedenen Meinungen offen stehen* und nicht nur *eine* Meinung durchsetzen wollen. Alle Kräfte sind wichtig in der Kirche, alle sollen angehört werden, damit wir den richtigen Weg finden können, und das heißt doch: *Was will Gott in diesem Augenblick für uns*, für uns hier in Lateinamerika zum Aufbau des Gottesreiches? Das ist die eigentliche, die große

Frage. Vor ihr dürfte es nicht geschehen, daß Bischöfe verleumdet werden, daß Mißtrauen gesät wird. Vielmehr soll man gemeinsam auf die Suche gehen und im *Dialog*, im brüderlichen Gespräch, herausfinden: Welches ist der Weg, den Gott für uns wünscht. Ich weiß nicht, ob dies heute wirklich so ehrlich geschieht, aber es *soll* geschehen. Es scheint mir deshalb, daß nicht in der brasilianischen, sondern in der lateinamerikanischen Kirche etwas falsch ist.

O: Mit dem «Dialog» ist es auch bei uns in Zentraleuropa nicht mehr weit her. Das Wort und die Wirklichkeit, der Geist des Konzils scheinen wie «verblasen» zu sein. Auch wir wissen nicht, woher es kommt: Angst vor den Laien? Angst vor Rom? Der neue Papst? Und doch hat gerade er am Konzil mehr Dialog innerhalb der Kirche gefordert: Dialog Priester/Laien, Dialog zwischen den Generationen usw.: Hat sich seine Mentalität geändert? Oder liegt es an andern Organen, daß jetzt wieder so vieles blockiert ist?

L: Ich kenne den Papst seit langen Jahren von der Arbeit im Rat der Bischofssynode. Immer war er für alle Fragen offen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er sich jetzt als Papst plötzlich wesentlich geändert hat. Aber es gibt auch seine Ratgeber, seine Mitarbeiter, die ihm Tag für Tag beistehen. Ich glaube, sie tragen eine große Verantwortung. Der Papst kann ja nicht selber alles übersehen, alles studieren, bei der großen Arbeit, die dieser Mensch leistet. Deshalb liegt auf seinen Mitarbeitern eine so große Verantwortung. Sie müßten immer denken: Wie können wir das Konzil in der Welt durchsetzen? Denn das Konzil war wirklich das Wort des Heiligen Geistes, und sowohl Johannes Paul I. wie Johannes Paul II., der jetzige Papst, haben gleich nach ihrer Wahl erklärt, sie wollten das Zweite Vatikanische Konzil fortsetzen. Das Konzil aber spricht immer wieder vom *Volk Gottes*. Die Autorität ist da zum Dienen: das soll man im Auge behalten. Es ist eine große Hilfe für den Papst, für die Bischöfe, *wenn die ganze Kirche sagt, was sie denkt*. Gewiß kommt einmal der Moment, wo entschieden werden muß. Aber ich halte es mit dem 15. Kapitel der Apostelgeschichte: Die Kirche, die versammelte Gemeinde, wurde gehört, dann erst haben die Apostel entschieden. Die Kirche muß immer gehört werden.»

Interview in Fortaleza, 4.6.80: Ludwig Kaufmann

Auf den Schluß des Interviews über konkrete Erfahrungen mit dem *Gespräch an der Basis* – die Zeit und die Geduld, die es braucht zum Zuhören, zur Bewußtseins- und Konsensbildung, wie es sich lohnt, daß sich die Leute ausprechen können, und wie man von ihnen, den Armen und Einfachen lernen kann – darauf werden wir im Kontext der Basisgemeinden zurückkommen.

Inkonsequente Normfindung für Gewalt und Ehescheidung

Die Lage der wiederverheirateten Geschiedenen ist heute in der katholischen Kirche zu einem großen menschlichen, pastoralen und damit auch theologischen Problem geworden. Direkt oder indirekt über nahe Verwandte und Bekannte trifft es in unseren Breitengraden bereits die allermeisten Gläubigen. Dabei gehen die Urteile hart auseinander. Die italienische Bischofskonferenz veröffentlichte z. B. vor kurzem ein Schreiben, in dem sie Katholiken, die nach einer geschiedenen Ehe wiederverheiratet sind, von den Sakramenten ausschließen möchte (– außer die Betroffenen versprechen, wie Bruder und Schwester zu leben). Andere Bischöfe äußerten sich in ähnlicher Weise. Bei solchen Stellungnahmen geht man von der Annahme aus, jeder Geschlechtsakt von Geschiedenen in einer zweiten Ehe sei – wenigstens grundsätzlich gesehen – schwere Sünde. Dabei beruft man sich vor allem auf die neutestamentlichen Schriften, etwa auf die Worte Jesu in der Bergpredigt, wonach die Heirat mit einer geschiedenen Person Ehebruch ist (vgl. Mt 5, 31f.). Hier liege eine klare und ausdrückliche Willensäußerung Christi vor. Davon dürfe man auch aus sogenannter pastoraler Klugheit oder aus menschlicher Milde nicht abweichen.

Diese Stellungnahmen werfen vielfältige pastorale und theologische Probleme auf. Aus dem Spektrum der anstehenden Fragen soll im folgenden eine kurz behandelt werden, nämlich: wie konsequent ist die Kirche in ihrer Berufung auf den Willen Christi? Daß die Argumentation gegen die Ehescheidung mittels des Neuen Testaments weniger eindeutig ist, als sie auf den ersten Blick scheinen mag, zeigt bereits ein kurzer Blick auf die weiteren Forderungen der Bergpredigt. Gleich nach der Ablehnung der Ehescheidung folgt nämlich das Verbot des Schwrens (Mt 5, 33–37). An diese Weisung Jesu fühlte sich die Kirche aber keineswegs gebunden. Sie ging im Laufe der Geschichte sogar zum gegenteiligen Handeln über und verlangte vor allem von den Klerikern immer wieder alle möglichen Eide (zum Teil mit unheilvollen Folgen). Warum dieser Unterschied? Das Problem divergierender Deutungen wird noch größer, wenn man jene Worte beachtet, die in der Bergpredigt gleich auf das Eidverbot folgen. Durch sie werden nämlich die Menschen aufgefordert, Gewalt nicht mit Gegengewalt zu beantworten, sondern Übeltäter durch zuvorkommende Güte zu «berwinden» (Mt 5, 38–42). Wie ernst hat die Kirche diese Forderung genommen?

Die Ablehnung der Ehescheidung wird im Neuen Testament nicht nur durch eine direkte Forderung Jesu begründet, sie ergibt sich auch aus der Lehre vom Zusammenhang zwischen ehelicher Liebe und der Liebe Christi zur Kirche (Eph 5, 22–33). Ähnliches gilt jedoch für die Aufforderung zur Gewaltfreiheit. Auch sie steht in einem weiteren Kontext. Sie erhält zunächst ein besonderes Gewicht durch das eigene Verhalten Jesu. Als er selber das Opfer gewaltsamer Aggression wurde, lehnte er es ausdrücklich ab, mit Gegengewalt zu antworten (vgl. Mt 26, 53), und den zur Gewalt greifenden Petrus wies er mit dem Grundsatz zurecht: «Alle die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen» (Mt 26, 52). Eine umfassendere Analyse könnte ferner leicht zeigen, daß die Frage der Gewalt in den neutestamentlichen Schriften nahtlos verbunden ist mit der Problematik der Sünde und daß die Aufforderung zur Gewaltfreiheit in einem unlöslichen Zusammenhang steht mit dem Gebot der Feindesliebe und besonders mit der Erlösungstat Christi¹. Trotz dieses eindrücklichen und eminent theologischen Kontextes wagt man in der Frage der Gewalt aber seit langem keine Argumentation mehr wie beim Verbot der Ehescheidung.

Geschichtlicher Rückblick

Die Kirche hat die Aufforderung zur Gewaltfreiheit in den ersten drei Jahrhunderten mindestens insofern ernst genommen, als es damals starke Strömungen gab, die jede Form des Tötens (auch bei Notwehr und im Krieg) ablehnten². Gemäß der römischen Kirchenordnung, wie sie uns Hippolyt überliefert, mußte zum Beispiel ein Soldat, der Christ wurde, die Ausführung der Todesstrafe verweigern, oder ein Stadtverwalter, der «die Vollmacht des Schwertes» hatte, wurde nicht als Katechumene aufgenommen³. Vom dritten Jahrhundert an zeigte sich allerdings auch eine gegenläufige Tendenz, die sich durch die Weisung Jesu, dem Bösen nicht mit Gewalt zu widerstehen, nicht mehr im gleichen Maße gebunden fühlte. Die eigentliche Entscheidung brachte aber ein äußeres Ereignis, nämlich die konstantinische Wende, wodurch Christen voll in die politische Verantwortung eintraten. Daß man in dieser Situation anfangs, die biblischen Texte anders zu lesen und daß man in der harten politischen Welt zu Kompromissen bereit sein mußte, ist verständlich. – Gab es aber in der Frage der Sexualität und des Ehebruchs nicht einen ähnlichen «Realitätsdruck»? Sobald die Zahl jener, die durch die Kindertaufe und nicht mehr durch die eigene freie Entscheidung in die Kirche aufgenommen wurden, überhand nahm, dürfte sich das alltägliche Leben vieler Christen auch in diesem Punkt tatsächlich beachtlich von der evangelischen Norm entfernt haben. Zudem strömten nach dem Sieg Konstantins manche Heiden aus sehr zweifelhaften Motiven der Kirche zu, und diese dürften bei der Aufnahme in die neue Gemeinschaft ihr früheres Leben kaum grundlegend geändert haben. Nicht anders ging es bei der «kollektiven Bekehrung» ganzer germanischer Stämme zu. Die alten Lebensgewohnheiten wurden zum Teil in die Kirche übernommen und prägten selbst das Verhalten der Kleriker (bis zu den Bischöfen und Päpsten). Der Druck der «harten Realität» war da, er war aber anderer Art als in der Frage der Gewalt. Da vor allem der Krieg ein öffentliches und kollektives Phänomen ist, stellte er die Kirche vor Fragen, denen sie unmöglich ausweichen konnte. Sie mußte einen Kompromiß finden.

Das abweichende Verhalten im Bereich der Ehe und der Sexualität trat demgegenüber immer als Einzelfall auf. Mochten die Einzelfälle noch so zahlreich sein, vieles konnte von den Leuten selber verheimlicht werden, anderes ließ sich durch die Bußordnung auffangen oder mit Erfolg verdrängen. Zudem duldeten die

¹ Vgl. dazu: R. Schwager, Brauchen wir einen Sündenbock? Gewalt und Erlösung in den biblischen Schriften, München 1978.

² J. M. Hornus, Politische Entscheidung in der Alten Kirche, München 1963.

³ Hippolyte de Rome, La tradition apostolique. Sources chrétiennes Nr. 11, Paris 1946, S. 45.

Ostkirche mindestens in eingeschränkten Fällen ein Verhalten, das von der strikten Forderung der Bergpredigt abweicht (zweite Ehe zu Lebzeiten des ersten Partners, wenn dieser klar schuldig ist). Die römische Kirche hat diese Deutung der biblischen Forderung nie geteilt. Aus praktischen und historischen Gründen kann dies auch verständlich gemacht werden (Einfluß des Manichäismus und des römischen Rechtsdenkens, Interesse an der öffentlichen Ordnung usw.). Kommt diesen Gründen aber auch ein theologischer Wert zu? Insofern gewiß, als sie im eingeschränkten Maße unterschiedliche pastorale Verhaltensweisen und Urteile einsichtig machen können, und zwar sowohl die Unterschiede zwischen Ost und West wie auch die viel wesentlicheren Unterschiede in der kirchlichen Reaktion auf die Frage der Ehescheidung und der Gewalt. Rechtfertigen die praktischen und historischen Gründe aber gegensätzliche Urteile über den eigentlichen Willen Gottes? Machen sie einsichtig, weshalb man in einen Fall (Ehe) dem Willen Gottes angeblich nur treu bleiben kann, indem man die Worte Jesu – auch bei schwersten Bedingungen – ganz wörtlich nimmt und gewisse Einschränkungen, die sich im Neuen Testament selber finden, minimalisiert, während im anderen Fall (Gewalt) die Treue zum Willen Gottes mit fast jeder Umdeutung des biblischen Wortes vereinbar sein soll? Wir wollen die Frage auf dieser Ebene offen lassen. Aufgrund der Praxis der Kirche stellt sie sich nämlich in noch schärferer Form.

Gewaltanwendung mehr als nur geduldet

Im Bereich der tödenden Gewalt hat die Kirche nicht bloß sehr viel geduldet, sie ging mit der Zeit sogar dazu über, Taten, die im Widerspruch zum neutestamentlichen Buchstaben stehen, als gut, lobenswert, ja heilig zu bezeichnen. Die kirchliche Inquisition mit der offiziell anerkannten Praxis der Folter und der Ketzerverbrennungen erhob während Jahrhunderten den Anspruch, eine heilige Einrichtung zu sein. Es entstanden kirchlich approbierte Orden, in denen das Waffenhandwerk als ein Weg der *Selbstheiligung* betrachtet wurde. Bei den Kreuzzügen berief man sich auf das *Kreuz Christi*, indem man genau das Gegenteil von dem tat, was es in Wahrheit bezeichnet. Auch solche Phänomene lassen sich zwar soziologisch aus einem bestimmten Zeitgeist heraus erklären. Es können einleuchtende Faktoren genannt werden, weshalb man – von löblichen Ausnahmen abgesehen⁴ – ganz allgemein dazu kam, viele Gewalttaten sogar zu sakralisieren.

Solche geistesgeschichtliche Erklärungen sind wichtig, insofern sie uns davor bewahren können, Menschen früherer Epochen in ihrem subjektiven Verhalten zu verurteilen. Der Hinweis auf die Zeitfaktoren löst aber nicht das theologische Problem. Auch damals kannte die Kirche die neutestamentlichen Schriften, und auch damals erhob sie den Anspruch, treue Auslegerin des Willens Christi zu sein. Sie war folglich auch damals verpflichtet, dem Zeitgeist zu widerstehen. Wieso zeigte sich dieser Widerstand aber vorwiegend in einem Punkt, während man in anderen Fragen mit dem Zeitgeist nicht bloß Kompromisse schloß, was noch verständlich ist, sondern manche seiner unchristlichen Forderungen sogar mit dem Heiligenschein verklärte? Hier dürfte keine geistesgeschichtliche Erklärung weiterhelfen. Es drängt sich vielmehr die Einsicht auf, daß das «mysterium iniquitatis» («das Geheimnis der Bosheit») nicht bloß das alltägliche Leben des Christen (Amtsträger eingeschlossen) zu durchdringen vermag, sondern daß es bis in die ordentlichen amtlichen Stellungnahmen der Kirche hinein wirksam werden kann. Müßte daraus aber nicht die Lehre gezogen werden, daß die Kirche in ihren amtlichen Verlautbarungen mit der Berufung auf den Willen Gottes vorsichtiger sein sollte?

⁴ z. B. Ramón Lull: «Ich sah die weltlichen Ritter nach Übersee ins Heilige Land gehen in der irrigen Meinung, es sei mit Gewalt zurückzuerobert, bis schließlich alle dort zugrunde gingen, ohne daß sie ihr Vorhaben verwirklichen konnten. Deswegen dachte ich, daß diese Eroberung nicht anders vor sich gehen sollte, als wie Du, Herr, es mit Deinen Aposteln gemacht hast, das heißt durch Liebe, Gebete und Vergießung von Tränen. So sollen sich also die heiligen Glaubensritter auf den Weg machen, den Ungläubigen die Wahrheit der Passion verkünden und aus Liebe zu Dir das tun, was Du aus Liebe zu ihnen getan hast.» Zitiert in: J. M. Laboa, Die Gewalt in der Geschichte der Kirche, Intern. Kath. Zeitschrift 9 (1980) 111. – Dieser Artikel bietet einen interessanten Überblick über das Phänomen der Gewalt in der Kirche.

Die Forderung nach mehr Ausgewogenheit im moralischen Urteilen (und Verurteilen) wird immer wieder mit dem Einwand abgewehrt, die Bereiche der Sexualität und der Gewalt ließen sich nicht miteinander vergleichen. Gewiß gibt es gewichtige Unterschiede, die bedacht werden müssen. Ebensovienig dürfen aber die Ähnlichkeiten übersehen werden. Sowohl das Verbot der Ehescheidung wie die Aufforderung zur Gewaltfreiheit stehen im Rahmen der Verkündigung Jesu vom kommenden Reich Gottes. In beiden Fällen geht es um eine grundsätzliche Umkehr des menschlichen Verhaltens, eine Umkehr, die den ganzen Menschen betrifft und nicht legalistisch eingeengt werden darf. Deshalb sind beide Forderungen einerseits sehr ernst zu nehmen, andererseits darf keine von beiden unvermittelt zur Norm einer kirchlichen Praxis gemacht werden, weil über die innerste Umkehr niemand urteilen kann und weil Zöllner und Dirnen dem Reiche Gottes letztlich näher sind als die sogenannten Pharisäer (vgl. Mt 21, 31ff.; Lk 7, 29ff.). Auch über die subjektive Verantwortung bei früheren kirchlichen Entscheidungen können wir nicht urteilen; wohl aber stellt sich uns eine schwere Frage auf der Ebene des sachlichen Urteils. Die Abwehr der dazu nötigen ganzheitlichen Betrachtungsweise läßt sich deshalb nicht rechtfertigen. Ein solches Vorgehen verrät eher etwas vom Widerstand gegen das Aufdecken der Mechanismen kollektiver Täuschungen in der Kirche.

Zur aktuellen Situation

Wie maßgebliche Kreise in der Kirche heute bezüglich der Sexualität und der Ehescheidung denken, haben wir eingangs kurz erwähnt. Die Argumentation und die Praxis haben sich gegenüber früher nur insofern geändert, als man bereit geworden ist, eine größere Zahl von Gründen für Ungültigkeitserklärungen von Ehen anzuerkennen. Etwas anders liegen die Dinge bei der Frage der Gewalt. Hier ist ein größeres Umdenken mindestens eingeleitet worden. Zwar erfolgte dieses nicht durch eine

bewußte Rückkehr zur neutestamentlichen Botschaft. Es ist vielmehr durch äußere Ereignisse «erzwungen» worden. Da die kriegerischen Mittel unerhörte Proportionen angenommen haben, bedrohen sie heute auch das, was man mit ihnen verteidigen will. Neue kirchliche Stellungnahmen – durch Weiterentwicklung der traditionellen moraltheologischen Prinzipien – drängten sich deshalb auf. So ist die einzige Verurteilung, die das Zweite Vatikanische Konzil überhaupt ausgesprochen hat, gegen eine besondere Form der Gewalt, den totalen Krieg, gerichtet:

«Darum erklärt diese Synode, indem sie sich die schon von den letzten Päpsten ausgesprochene Verdammung des totalen Krieges zu eigen macht: Jede Kriegshandlung, die unterschiedlos auf die Zerstörung ganzer Städte oder weiter Gebiete und ihrer Einwohner ausgerichtet ist, ist ein Verbrechen gegen Gott und die Menschen, das eindeutig und ohne Zögern zu verwerfen ist» (Gaudium et spes, Nr. 80).

Diese Stellungnahme ist ihrem Wortlaut nach klar. Sie blieb jedoch insofern zweideutig, als das Konzil zwar auch die Vorbereitung auf den Krieg, den Rüstungswettlauf, abgelehnt, gleichzeitig aber den Staaten weiterhin das Recht auf «legitime Verteidigung» – und zwar ohne nähere Erklärung – zuerkannt hat (vgl. GS Nr. 79). Wie kann aber in einer Welt mit atomaren Waffen und wachsender Rüstung die legitime Verteidigung gesichert werden? Die meisten Katholiken teilten und teilen die gängige Meinung, man müsse selber für eine ständig steigende Bewaffnung eintreten. Auch die große Mehrzahl der Vertreter des kirchlichen Lehramtes akzeptierten diese Deutung der Konzilsaussagen stillschweigend oder vertraten sie sogar offen. Ein Dokument des Hl. Stuhls, das 1976 den Mitgliedsstaaten der UNO überreicht wurde, weist allerdings in eine andere Richtung. Es lehnt den Rüstungswettlauf rundweg ab und verurteilt ihn als irrig, verbrecherisch und wahnsinnig, «auch wenn er durch die Sorge um gerechte Selbstverteidigung getragen wird»⁵. In Bereichen, wo Massenvernichtungswaffen zum Einsatz kommen können, hält es nur noch eine «gewaltfreie Verteidigung» für erlaubt und gefordert⁶. – Würde diese Stellungnahme von den Katholiken angenommen, dann würden sie sich sehr vom herrschenden Zeitgeist distanzieren, und ihre Haltung hätte große politische Folgen. Das römische Dokument wurde aber kaum zur Kenntnis genommen, und selbst die allermeisten Bischöfe haben überhaupt nicht darauf reagiert, obwohl es doch von höchster Aktualität ist und eine sehr große moralische Tragweite hat.

Abschreckung – ein dauerndes «Tun als ob»

Kehren wir deshalb zurück zu den Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils, die vom ganzen kirchlichen Lehramt verantwortet wurden. Wenn man nämlich die Verurteilung des totalen Krieges im Lichte der traditionellen moraltheologischen Prinzipien genau betrachtet, dann enthält sie mehr, als üblicherweise festgehalten wird. Durch sie wird rückwirkend bereits ein großer Teil der kriegerischen Handlungen des Zweiten Weltkriegs – und auch einiger lokaler Kriege der letzten Jahrzehnte – verurteilt. Das Urteil erstreckt sich ferner auch auf den Rüstungswettlauf selber, weil dieser in einem inneren Zusammenhang mit einem möglichen kommenden Krieg steht. Die herrschende Abschreckungsstrategie, die den Rüstungswettlauf vorantreibt, schließt nämlich den festen Willen ein, notfalls zur Tat zu schreiten und dem Gegner massivste Vergeltungsschläge zu versetzen⁷; d.h. zur Abschreckungsstrategie gehört der feste Wille, wenn nötig Taten zu setzen, die vom Zweiten Vatikanischen Konzil ohne Einschränkung als Verbrechen verurteilt wurden. Nach traditionellen moraltheologischen Prinzipien ist

⁵ Vgl. Der Vatikan zur Rüstung, Ein Weg aus der Gefahr der Selbstvernichtung der Völker, hrsg. v. Kath. Sozialakademie Österreichs (Schottenring 35, A-1010 Wien), S. 31ff.

⁶ Ebd. S. 35.

⁷ Vgl. Theorie der gegenseitig garantierten Vernichtung.

Ein Modell für lebendige Kommunikation in Arbeitsgruppen jeglicher Art:

Die themenzentrierte Interaktion TZI (nach Ruth Cohn)

Einführungsmethodenkurse 1980

Kursleiterin: Dr. phil. Elisabeth Waelti, Höhweg 10, 3006 Bern

Thema: Wie kann ich durch lebendiges Lehren und Lernen meine Erlebnisfähigkeit vertiefen und berufliche Konflikte in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen besser bewältigen?

Adressaten: Geistliche, Lehrer, Sozialpädagogen, Psychologen und alle, die in kirchlichen, sozialen und andern Berufen neue Wege zum Menschen suchen.

Termine:	14.–18. Juli	25.–29. Aug.	} Ort: Nähe Fribourg und Olten
	28. Juli–1. Aug.	8.–12. Sept.	
	11.–15. Aug.	22.–26. Sept.	

Kurskosten: Fr. 265.–

Unterkunft: Vollpension pro Tag ca. Fr. 38.–

Einzahlung von Fr. 265.– auf Postcheckkonto 30-66546 gilt als definitive Anmeldung.

nun der feste Wille, gegebenenfalls eine schwere Sünde zu tun, bereits selber schwer sündhaft. –

In der Frage der Abschreckung wird zwar oft eingewandt, es gehe nur darum, Vergeltungsschläge anzudrohen, um sie nie ausführen zu müssen. Wir können die Frage offen lassen, ob ein letztverantwortlicher Staatsmann eine Politik betreiben kann, gemäß der er ständig Vergeltung androht, während er gleichzeitig in seinem Gewissen fest entschlossen ist, die verbrecherischen Taten unter keinen Umständen zu setzen. Nur in diesem Fall würde sich nämlich die moraltheologische Frage anders stellen (wobei allerdings das Problem der systematischen Lüge auftauchen würde). Für die meisten Menschen ist dieser Ausweg aber nicht gangbar. Der politische Wille einer Bevölkerung und die Entschlossenheit einer Armee können unmöglich in einem dauernden «Tun als ob» gründen. Die Abschreckung funktioniert nur, wenn der Gegner überzeugt ist, daß man zum Schlimmsten entschlossen ist. Ein ständiges «Tun als ob» breiter Schichten würde von ihm aber leicht durchschaut. Deshalb wird auch immer wieder eine Bereitschaft bis zum äußersten von der Bevölkerung verlangt. So erklärt etwa der US-Verteidigungsminister Harold Brown in seinem Verteidigungsbericht 1980:

«Um eine echte Ausgleichsstrategie zu haben, müssen unsere Streitkräfte in der Lage sein, eine ansehnliche Liste von Zielen anzugreifen zu können und auf der anderen Seite auch zu verteidigen. Städte können aus einer solchen Liste nicht ausgeschlossen werden. Nicht nur weil Städte, Bevölkerungen und Industrie eng zusammenhängen, sondern weil es auch durchwegs notwendig ist, sich jederzeit die Möglichkeit offenzuhalten, industriell-urbane Ziele anzugreifen; sei es als Abschreckung eines Angriffs auf unsere eigenen Städte oder als die *endgültige Vergeltung*, falls diese spezielle Abschreckung versagen sollte»⁸.

Die feste Bereitschaft zu einer «endgültigen Vergeltung»⁹, die direkt die gegnerischen Bevölkerungszentren treffen und große, nicht genau kalkulierbare Folgen auslösen würde, gehört wesentlich zur Abschreckung. Diese «endgültige Vergeltung» ist aber nach dem Urteil des Zweiten Vatikanischen Konzils schwer sündhaft. Gemäß den traditionellen moraltheologischen Prinzipien ist damit die Abschreckungsstrategie selber moralisch höchst verwerflich. Bei einem konsequenten kirchlichen Handeln müßten ihre Anhänger und Verteidiger aus der Eucharistiegemeinschaft ausgeschlossen werden.

Für eine solche Forderung möchte ich nun keineswegs eintreten. Dazu müssen aber die traditionellen moraltheologischen Prinzipien in gewissen Punkten einer Revision unterworfen werden. In der Frage, die uns beschäftigt, ist dies unausgesprochen auch längst geschehen. Das kirchliche Handeln bleibt aber nur ehrlich, wenn die nötige Revision¹⁰ offen und konsequent vollzogen wird. Dann würde sich nämlich zeigen, daß sich auch in der Frage der Ehescheidung eine entsprechende Korrektur aufdrängt. Ein solches Überdenken könnte sich – in modifizierter Form – auf die in der östlichen Theologie bereits traditionelle Unterscheidung zwischen «Akribeia» und «Oikonomia» berufen¹¹. Nur müßten diese Überlegungen konsequent durchgeführt werden¹². Dabei würde in der Ehefrage eine Wahrheit stärker in den Vordergrund treten, die Paulus gerade im Zusam-

⁸ Militärpolitik, Dokumentation (Auszüge aus dem SIPRI-Jahrbuch 1979), 3 (1979) Heft 13, S. 14 (Haag u. Herchen Verlag, Frankfurt).

⁹ Bezeichnend ist der Gebrauch eines ursprünglich theologischen Vokabulars. Durch eine genauere Analyse ließe sich sogar zeigen, daß das militärisch-strategische Denken letztlich immer mehr von sakralen Vorstellungen bestimmt wird. Deshalb ist es höchst dringend, daß die Theologie eine echte Auseinandersetzung mit diesem Denken beginnt.

¹⁰ Aus theologischer Sicht ist für diese Revision sehr dringend, daß die Moraltheologie stärker als bisher die neutestamentlichen Normen im Rahmen der Erlösungslehre bedenkt.

¹¹ Vgl. Anastasios Kallis, *Orthodoxie. Was ist das?* Mainz 1979, 57–61.

¹² Eine abstrakte Beurteilung gemäß dem Buchstaben neutestamentlicher Normen ist zu unterscheiden von einer konkreten, die weiß, daß Christus uns vom Fluch des Gesetzes freigekauft hat und daß der Geist der Liebe uns zur Freiheit und zum Frieden führen will.

menhang mit Zweitehen zu Lebzeiten des ersten Partners bereits im 1. Korintherbrief ausgesprochen hat. Er begründet dort seine vom Buchstaben der Bergpredigt abweichende Stellungnahme mit dem Hinweis, daß die Christen nicht wie «Sklaven gebunden», sondern «zu einem Leben in Frieden von Gott berufen sind» (1 Kor 7, 15). Bei der Frage der Gewalt müßten hingegen die Umdeutungen eingeschränkt werden, und mindestens *das* aus der neutestamentlichen Botschaft wäre ernster zu nehmen, was von der heutigen Zeitsituation gebieterisch gefordert wird. Sowohl das gesetzliche und rigoristische Verständnis des Ehescheidungsverbotes wie die fast völlige Preisgabe der Forderung nach Gewaltfreiheit dürften nicht im Einklang mit der neutestamentlichen Botschaft stehen. Wir haben es mit zwei gegensätzlichen Extremen zu tun. Eine ausgewogene Theologie und kirchliche Praxis müßte bemüht sein, aus beiden «Straßengraben» heraus näher an die Mitte des Heilsweges heranzukommen.
Raymund Schwager, Innsbruck

Aspekte der Einsamkeit

Der aufgeklärte Zeitgenosse mit dem sogenannten Durchblick spricht nicht mehr vom Gemüt des Menschen, sondern von seinem «Triebhaushalt»; Glück verkümmert ihm zur bloßen «Lustmaximierung», Wahrheit zum «Konsens» und Einsamkeit zur «Isolation». Solche Worte haben etwas von schmerz-lindernden Mitteln. Nichts gegen eine klare Terminologie, doch alles gegen die Tendenz, durch Reden etwas zu verschweigen. «Einsamkeit» – in dem so betitelten Sammelband¹ wird fast nirgendwo geschwätzt, weder wissenschaftlich noch trivial. Die insgesamt achtzehn Aufsätze sind entstanden im Rahmen einer Sendereihe von *Hans Jürgen Schultz*, dessen eigener Beitrag zu den bewegendsten des Buches gehört. Der Herausgeber hat in dem altmodisch klingenden Stichwort etwas nahezu Verschüttetes wiederentdeckt: ein Schlüsselwort für eine Schlüsselerfahrung, die trotz ihrer unterschiedlichen Erlebnisweisen und Deutungen das Ganze menschlichen Lebens erschließt, ansetzend bei dessen tiefstem Bruch.

Privat und politisch

Ich und der andere – der andere und ich: diesem Verhältnis, das heute mehr denn je gestört ist, entspringen alle Erfahrungen und Einschätzungen der Einsamkeit. Sie ist sowohl im engsten Sinne privat und persönlich als auch im weitesten Sinne gesellschaftlich und politisch: niemals nur privat, niemals nur politisch. Weil hier nicht alle Abstufungen dieser Akzente wiederzugeben sind – jeder Autor setzt sie anders –, kommen nur zweimal zwei Beiträge zur Sprache. Die ersten beiden belegen das, was man die eher private Dimension der Einsamkeit nennen könnte, die beiden anderen ihr eher politisches Erfahrungs- und Deutungsfeld.

Alfons Rosenberg meditiert über die innere Begegnung mit Nikolaus von Flüe und Wolfgang Amadeus Mozart. Was an befreiender Kraft und Beglückung von ihnen ausgeht, hat der Autor nach seinen Worten nicht durch eine Vielzahl von Informationen und Interpretationen erworben, sondern in einem Zustand des leeren, aufmerksamen Alleinseins, den er selbst als «selige Einsamkeit» bezeichnet:

«Eine solche Erfahrung von Mozarts Wesen und seiner Musik mag vielleicht manchem wie ein Grenzfall vorkommen. Und doch handelt es sich um schlichte Realität, die jedem, der selbstvergessen zu hören vermag, zugänglich ist» (87).

Von einer anderen Einsamkeit schreibt *Waltraut Schmitz-Bunse*. Sie berichtet zunächst aus ihren Kindheitstagen etwas ganz Einfaches, das auf die Dauer vernichtet, auch wenn keiner

¹ H. J. Schulz (Hrsg.), *Einsamkeit*. Kreuz-Verlag, Stuttgart – Berlin 1980, 240 Seiten, DM/Fr. 24.80.

stirbt: daß Erwachsene nicht zuhören, wenn Kinder etwas sagen. Den «Verlust des Partners» – so die Überschrift dieses Beitrags – will sie selbst lange Zeit nicht wahrhaben. Ihre Trauer wird zur Qual einer Einsamkeit, die den Menschen zu verschlingen droht. Erst spät findet sie einen Arzt, der ihr nüchtern erklärt, wie die letzte Lebenszeit und das Sterben ihres Mannes zu verstehen sind.

«Ich hatte also Glück. Es half mir jemand ... Ich konnte anfangen, den Kampf mit der ausschweifend gewordenen Einsamkeit aufzunehmen. «Mach aus diesem Ungetüm ein Haustier, das sogar nützlich sein kann», befahl ich mir. Also hörte ich genauer zu, wenn die Kinder mir etwas zu erzählen hatten» (226).

Wer eine Zeitlang mit diesem Band umgeht, wird merken, daß «in Sachen» Einsamkeit die Sprachgestalt noch weniger «bloße Form» ist als sonst, und daß jeder gut daran tut, gerade die Beiträge zu lesen, die ihm *nicht* «liegen». Für manchen werden das zwei der politisch «gründierten» Beiträge sein, die nun aufzugreifen sind. Trotz aller Unterschiede von Inhalt und Diktion ist ihre Sprache ebenso schmucklos wie genau. So schreibt *Heinrich Albertz*, von 1955 bis 1967 Senator und Regierender Bürgermeister von Berlin:

«Und die schlimmste Erfahrung, daß es keine größere Sünde im politischen Geschäft gibt, als eigene Fehlentscheidungen öffentlich bekanntzumachen und damit auszusprechen, daß auch andere, die alles angeblich immer richtig gemacht haben, die gleichen Fehler begehen. Nichts hat mich so isoliert in dieser Stadt, jedenfalls von den politisch Mächtigen, wie jene Rede am Ostermontag 1968, als ich ganz allein ... von diesen Fehlern sprach ... Als ich zu Ende war, war der Saal voll eisigem Schweigen, bis auf der Regierungsbank zwei Senatoren zu toben begannen. Ich hatte nichts weiter getan als gesagt, was richtig war» (40).

Im Gegensatz zu diesem Erfahrungsbericht spart die deutende Analyse von *Oskar Negt* das persönliche Element vollständig aus. «Abkapselung der Jugend» heißt sein Beitrag mit der These, daß der früher insgeheim bestehende Vertrag zwischen den Generationen – ein Vertrag, der aufgrund des gemeinsamen Herkunfts- und Zukunftsbewußtseins alle Konflikte überdauernde – heute aufgekündigt ist. Denn während die Erwachsenen frü-

herer bürgerlicher Gesellschaften, schreibt Negt, ihren Heranwachsenden die Auseinandersetzung mit einer Welt zumuten konnten, die *zugleich* «gut» und «böse» ist, versagen darin gegenwärtig immer mehr Eltern und Erzieher, weil sie *selber* zu viele konfliktrichtige Wirklichkeiten unterschlagen. Diese Unterschlagung von Wirklichkeiten aber macht dem Autor zufolge die Jugendlichen unfähig, die Welt einigermaßen realitätsgerecht einzuschätzen, so daß ihre hochfliegenden Allmachtsgefühle und Ideale abrupt in tiefe Ohnmachtsgefühle und Verzweiflungen umschlagen. Aus solcher Einsamkeit etwas Erträgliches oder Nützlichliches zu machen, ist nach Negt außerordentlich schwer, weil ihr die konkret-tatsächliche Realität als Gegenüber vorenthalten bleibt.

«Meinen Erörterungen liegt der Gedanke zugrunde, daß die heutige Jugendgeneration lediglich Konflikte austrägt, die in der Gesellschaft verborgen, verdrängt oder projektiv verschoben werden ... Jede Jugend zeigt der Gesellschaft das Bild ihrer eigenen Zukunft. Das Problem, das ungelöst ist, aber immer stärker auf Lösungen drängt, ist nicht die Abkapselung der Jugend von der Gesellschaft, sondern der Gesellschaft von der Jugend» (145 und 147).

Die Verletzung

So verschieden die einzelnen Beiträge angelegt sind, dreierlei ist ihnen gemeinsam. Erstens halten sie es für lebensnotwendig, daß sich jeder auf *den Anderen* und *das Andere* einlassen kann. Zweitens unterscheiden sie *mehr* oder *weniger* ausdrücklich die Atempause einer Einsamkeit, die der Mensch braucht, von einem Verlassensein, das den Menschen erstickt. Drittens halten sie es für unverzichtbar, daß jeder die Fähigkeit gewinnt, Abschied zu nehmen von Ansprüchen, die grundsätzlich *nicht* zu verwirklichen sind, und von Ansprüchen, die zeitlich *nicht mehr* zu verwirklichen sind.

Im übrigen kann und wird auch ein so überdurchschnittlich substanzhaltiger Sammelband wie dieser nicht alle Erwartungen erfüllen. Mir fehlt zum Beispiel, daß von der Einsamkeit des Studenten zu wenig, von der Einsamkeit des Managers kaum und von der Einsamkeit des Fremden – sei er Ausländer oder fremd im eigenen Land – überhaupt nicht die Rede ist. Außerdem scheinen zwei Beiträge im Ton nicht ganz geglückt zu sein. Der Aufsatz über «Einsamkeit als Thema der Literatur» bietet über weite Strecken kaum mehr als ein hölzernes Referat, und der Aufsatz «Wachstum im Alleinsein. Singles und andere» wirkt durch seinen Wir-Stil manchmal ein wenig anbiedernd, betulich fast.

Zum Schluß bleibt eine (wahrscheinlich etwas naive) Frage. Wenn es stimmt, daß die krautraubende Einsamkeit, je tiefer sie ist, den Menschen in immer tiefere Abgründe der Sprachlosigkeit sinken läßt – wie drückt man diesen Zustand redend und schreibend angemessen aus? Es geht dabei nicht um die Tatsache, daß alles Reden und Schreiben vom Verlassensein schief gerät, wenn es nur privat oder politisch gemeint ist, nur moralisch oder historisch ansetzt, nur im resignativen oder nur im kreativen Sinne deutet. Diese Gefahr tritt durch die bewußt gewählte Verschiedenheit der Verfasser, liest man sie zusammen, gar nicht erst auf. Aber alle hier versammelten Autoren, die über Formen der Einsamkeit und damit auch über Formen der Sprachlosigkeit schreiben, sind sprachgewandte Leute. Das ist ohne Zweifel ein Glücksfall. Trotzdem: wie vermittelt man das Stummwerden, dieses Stigma der Einsamkeit – durch Worte? Müßten da nicht erhebliche «Transportschwierigkeiten» auftreten? Daß davon kaum etwas zu merken ist, macht immerhin nachdenklich.

Dennoch wäre es erlösend, wenn sich alles, was auf diesen Seiten gesagt wird, in *einem* Satze sagen ließe, besser noch: in einem einzigen *Wort*, das von seinen Widersprüchen so elementar durchzogen ist wie ein Stein mit seinen wirr gebrochenen Linien. Weil allerdings so ein sprachgewordener Findling längst gefunden ist – er heißt «Einsamkeit» –, muß man dieses Buch aufschlagen, wie man einen Stein aufschlägt, dessen losbrechende Stücke treffen können. Sie werden den verletzen, der nicht glauben will, daß Einsamkeit weder eine Ausnahme noch eine sentimentale Anmaßung ist, sondern eine offene oder vernarbte Wunde.

Karl-Dieter Ulke, Leverkusen

Auf diese erste Feriendoppelnummer 12/13 wird die nächste Ausgabe am 31. Juli folgen!



ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Clemens Locher, Josef Renggli, Josef Rudin
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck), Pietro Selvatico (Fribourg)

Anschrift von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎(01) 2010760
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto
Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postscheckkonto Stuttgart 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postscheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1980:

Schweiz: Fr. 32.- / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 35.- / Halbjahr DM 19,50 / Studenten DM 26.-

Österreich: öS 260,- / Halbjahr öS 150,- / Studenten öS 180,-

Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr./DM 40.-. (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 1.80 / DM 2,- / öS 15,-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich